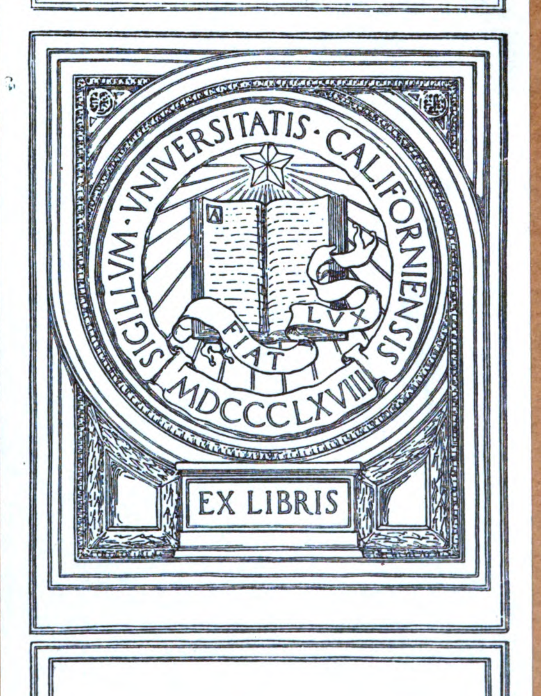
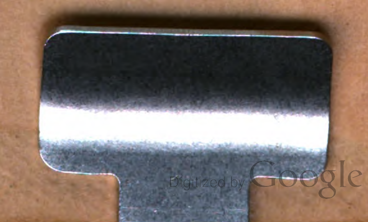
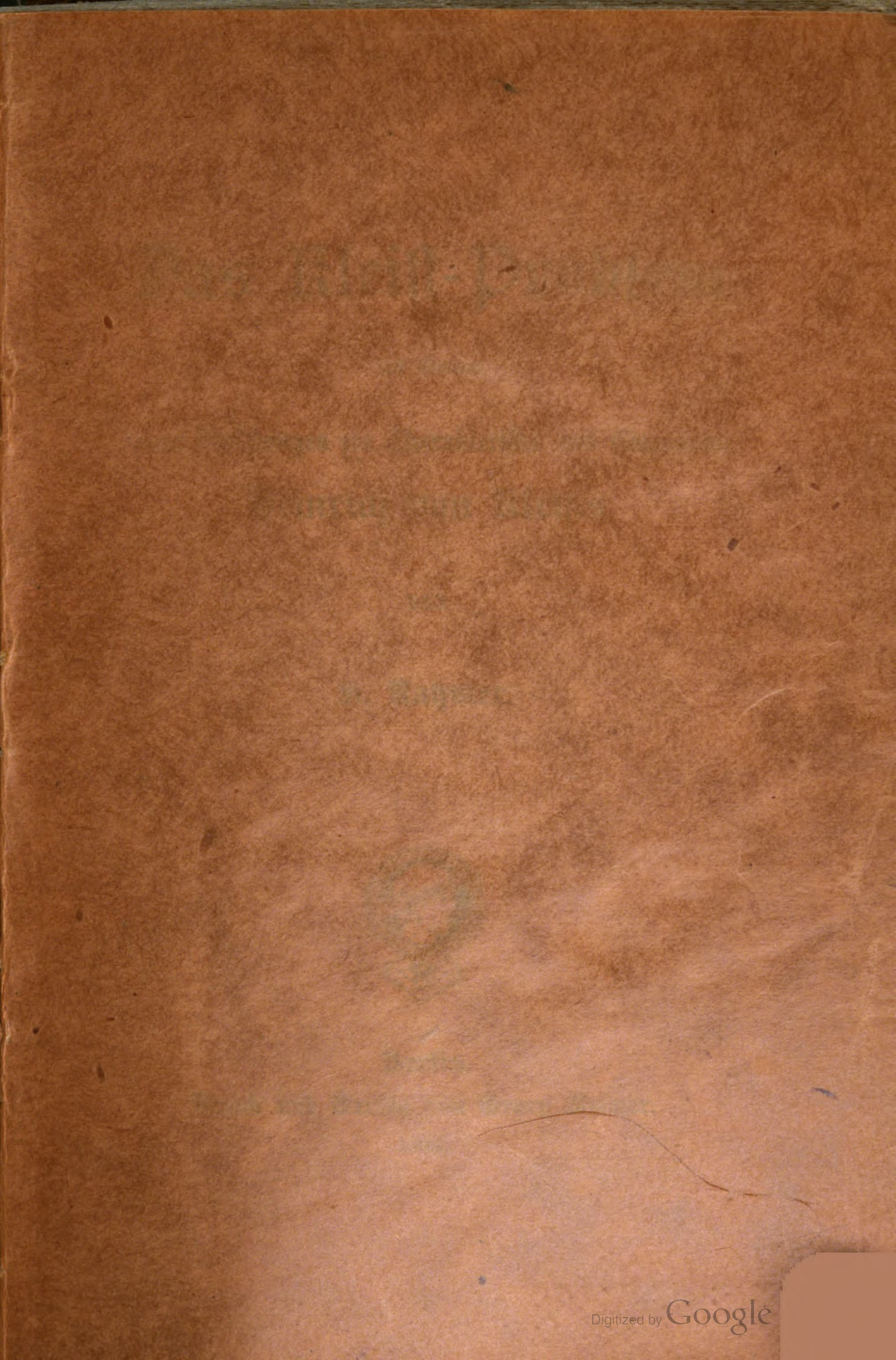

UC-NRLF
B 3 441 468


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Das Kleist-Problem

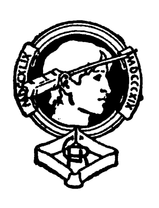
auf Grund

neuer Forschungen zur Charakteristik und Biographie

Heinrich von Kleists

von

S. Rahmer.



Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1903.

Motto:

Denn die Erscheinung, die am meisten bei der Betrachtung eines Kunstwerks rührt, ist, dünkt mich, nicht das Werk selbst, sondern die Eigentümlichkeit des Geistes, der es hervorbrachte, und der sich in unbewußter Freiheit und Lieblichkeit darin entfaltet.

(H. v. Kleist an Fouqué, d. 25. IV. 1811.)

Vorwort.

Trotz des reichhaltigen biographischen Materials, das über den Dichter Heinrich von Kleist in jahrzehntelanger mühseliger Arbeit gesammelt worden ist, ist er auch heut noch ein ungelöstes psychologisches Problem. Die literarhistorische Forschung hat den bequemen Ausweg gewählt, seiner Lebensbeschreibung gewissermaßen einen pathologischen Zuschnitt zu geben und hat aus dem deutschen Dichter und preußischen Helden einen erblich Belasteten und psychisch Gestörten gemacht, der in völliger geistiger Umnachtung zu Grunde ging.

Die Berechtigung unserer Studie, die vom medizinisch-psychiatrischen Standpunkt diese Auffassung nachprüfen will, kann nicht in Abrede gestellt werden; auch das gerichtliche Forum appelliert an das ärztliche Gutachten in Fällen, wo geistige Störung und verminderte Zu-

rechnungsfähigkeit vermutet wird. Ein gewisses Zugeständnis sehe ich auch von vornherein darin, daß grade in der Diskussion Kleistscher Dichtungen (Penthesilea) von autoritativer Seite die psychiatrische Ausbildung des Literaturhistorikers gefordert worden ist. Da psychiatrische Studien ohne allgemeine medizinische Vorkenntnisse und entsprechende Ausbildung eine Unmöglichkeit sind, so müssen wir darin die Anerkennung sehen, daß die medizinisch-psychiatrische Literaturbetrachtung der rein literarischen Forschung wesentliche Forderung bringen kann.

Die neurologisch-psychiatrische Forschung sieht in derartigen Studien, die sich auf der Grenzlinie von Medizin und Literatur bewegen, nicht nur ihr gutes Recht, sondern sie sucht in denselben auch ihren eigenen Vorteil. Sie kann gewisse wertvolle Aufschlüsse nur an bedeutenden Personen gewinnen. Nur die Reichen im Geiste können ihr eine Antwort geben auf manche wichtige Fragen: Abhängigkeit des Talents von der Organisation des Individuums und von der Beschaffenheit der Vorfahren, Gang der Vererbung, geistige Degeneration, Hyperplasie des Gehirns &c. Auch das wichtige Problem, das die Wurzel alles dessen bedroht, was wir bisher als das Höchste in der menschlichen Natur und das unserem Leben Wert Verleihende ansehen: Religion, Kunst, alle großen geistigen Schöpfungen, die Theorie Lombrosos von dem Zusammenhang zwischen Genie und Irrsinn resp. Degeneration, die Frage, ob der geniale Mensch wirklich der Bruder ist des Epileptikers und geborenen Verbrechers, — kann nur durch eine große Summe mühseliger Einzel-

forschungen in der angegebenen Richtung der Lösung entgegengebracht werden.

Die rein medizinische Forschung wird auf diesem Gebiete ebensowenig Aufklärung und Gewinn bringen, wie die einseitig literarische. Das habe ich schon in einer früheren Arbeit über Heinrich Heines Krankheit gezeigt. Wenn der Arzt sich genügen läßt, Darstellungen aus zweiter und dritter Hand seiner Betrachtung zu Grunde zu legen, so werden Irrtümer und Fehldiagnosen nicht ausbleiben. Das Material, das er zum Ausgangspunkt nimmt, ist viel zu wenig für seine Zwecke geeignet; der Laie übersieht vieles, was grade für die ärztliche Betrachtung von größter Wichtigkeit ist, seine subjektive Auffassung beirrt das ärztliche Urteil — kurz das Gutachten des Arztes wird sich im wesentlichen stützen müssen auf die literarischen Quellen selbst, er wird literarische Kritik üben müssen und seine Betrachtung wird ebensowohl literarische, ästhetische, als medizinische Studien erfordern.

Indem ich mit diesem Vorsatz an meine Aufgabe herantrat, kam ich sehr bald zu der Erkenntnis, daß die Quellen der Kleistforschung einer gründlichen Kritik bedürfen, und daß das vorliegende Material gerade für den Arzt sehr große Lücken aufweist. Ich sah mich daher gezwungen, meine Aufgabe weiter zu fassen und mit der neurologisch-psychiatrischen Betrachtung auch rein literarische Forschungen zu verbinden. In langwieriger Arbeit habe ich einiges, wie ich glaube, auch für die Kleistbiographie nicht unwesentliches Material gesammelt,

das ich zum Teil in diesen Blättern niederlege, zum Teil späterer Veröffentlichung vorbehalte. In diesem Sinne, glaube ich, werden meine Betrachtungen über die Quellen der Kleistforschung, mein Beitrag zur Würzburger Reise, meine kurze Notizen zum Dresdener Aufenthalt des Dichters, meine Anschauung über die Katastrophe am Wannsee, meine Forschungsresultate, welche die Freunde des Dichters betreffen, einen bescheidenen aber immerhin schätzenswerten Gewinn auch für die literaturgeschichtliche Forschung abgeben.

Bei dem Versuch, das Kleistproblem zu lösen und den Dichter dem psychologischen Verständnis näher zu bringen, habe ich mich von dem Gesichtspunkt leiten lassen, daß wir bei der Beurteilung der Handlungen großer Männer nicht denselben Maßstab anlegen dürfen wie bei Gevatter Schuster und Schneider, daß wir in erster Reihe die jeder Handlung und Äußerung zu Grunde liegenden Motive abwägen, und daß wir stets die psychologischen Bedingungen im Auge haben müssen, um uns über die Schlüsse, die wir aus dieser oder jener Handlung ziehen dürfen, klar zu werden. Das Genie will von seiner eigenen Organisation aus beurteilt werden, nicht aber von dem philisterhaften Standpunkte des braven Staatsbürgers, wackeren Arbeiters und normalen Durchschnittsmenschen.

Berlin, November 1902.

Inhalt.

I.

Kleist im Lichte der Literaturgeschichte.

Die Quellen der Kleistforschung.

Wenn wir uns in das eigenartige Wesen des Dichters Heinrich v. Kleist zu vertiefen suchen und zu diesem Zwecke die umfangreiche Kleist-Literatur von der ersten Veröffentlichung Ludwig Tiecks[1]), der im Jahre 1821 des Dichters Lebensbild und Werke im Gedächtnis der Zeitgenossen auffrischte, bis zu den immer stärker anwachsenden Veröffentlichungen unserer Tage durchsehen, so machen wir zunächst die befremdende Erfahrung, daß im Laufe der Jahrzehnte sich die Auffassung von der Bedeutung der Kleistschen Werke auf der einen und der Persönlichkeit Kleists auf der anderen Seite im umgekehrten Verhältnisse entwickelt hat. Die literarische Forschung hat den Werken des Dichters eine stets wachsende Anerkennung gezollt, sie sieht in seiner dichterischen Produktion eine vielleicht nicht stetige doch wachsende geistige Fortentwicklung,

[1]) Ludwig Tieck, Hinterlassene Schriften von Heinrich v. Kleist, Berlin 1821, und Heinrich v. Kleists gesammelte Schriften, Berlin 1826.

und die Gemeinde nimmt allmälig zu, die Kleist, wenn auch nicht als unsern ersten, so doch als unsern genialsten Dramatiker hinstellt. Im Gegensatz dazu ist dem Menschen Kleist immer ärger mitgespielt worden; ein Biograph überbietet den anderen darin, neue krankhafte Züge dem Lebensbilde einzureihen; aus einem eigentümlichen Sonderling, einer problematischen Natur wurde allmählich ein erblich Belasteter, ein seelisch Gestörter, ein geistig Zerrütteter und Verrückter. Ludwig Tieck in seiner lückenhaften Lebensskizze spricht andeutungsweise von krankhaften Zügen, mehr in den Werken des Dichters als in seinem psychischen Verhalten; Eduard v. Bülow[1]), der 27 Jahre später Kleists Leben und Briefe herausgab und dabei seines Vorgängers Material benutzte und durch wertvolle Mitteilungen erweiterte, trug bereits stärker auf und sprach offen aus, daß der Dichter, der während seines Lebens als Held verehrt wurde, ein Gegenstand pathologischer Forschung wäre. Auf derselben Bahn bewegte sich die Arbeit Julian Schmidts[2]), der in der Neuauflage des Tieckschen Werkes das Lebensbild des Dichters psychologisch zu vertiefen suchte. Adolf Wilbrandts[3]) Kleistbiographie aus dem Jahre 1863 liest sich wie eine psychiatrische Abhandlung, in der auf jeder Zeile von tiefer Nervenverstimmung, reizbarem, verstörtem

---

1) Eduard von Bülow, Heinr. v. Kleists Leben und Briefe; mit einem Anhange, Berlin 1848.

2) Julian Schmidt, Heinr. v. Kleist's gesammelte Schriften mit biographischer Einleitung, Berlin 1859.

3) Adolf Wilbrandt, Heinrich v. Kleist, Nördlingen 1863. und Heinrich v. Kleists Werke nebst der Biographie des Dichters, Berlin, G. Hempel.

Wesen, von krankhaft verwildertem Ehrgeiz, von fixen Ideen, krankhafter Explosion (?), von Selbstverwüstung, verbitterter Seele, fast gänzlicher Geistesverwirrung ꝛc. die Rede ist. Liebevoller wurde der Mensch Kleist von Theophil Zolling[1]) und Otto Brahm[2]) behandelt, die bemüht waren, aus seinem Lebensbilde einzelne ganz unbegründete und böswillige Entstellungen zu tilgen; aber indem sie das inzwischen von Paul Lindau beigebrachte neue Material kritiklos aufnahmen, unterstützten sie noch die Auffassung, daß der Dichter im allmäligen geistigen Verfall und in völliger geistiger Zerrüttung in den Tod ging.

So hatte die Anschauung von der seelisch-geistigen Störung Kleists, zunächst andeutungsweise auftretend, eine stets weitere Verbreitung gefunden; neuerdings hat K. Stommel[3]) unter den Literaten die krankhaften Symptome bei Kleist zusammengestellt und Sadger[4]) in einer medizinischen Abhandlung den Nachweis zu bringen versucht, daß Kleist eine hereditär belastete, geistig und ethisch minderwertige Persönlichkeit sei. Eine gleiche Auffassung findet sich in den Schriften anderer Forscher, deren Arbeiten sich auf dem Grenzgebiet von Literatur und Medizin bewegt. Lombroso[5]) rechnet Kleist zu den

---

[1]) Theophil Zolling, Heinrich v. Kleists Werke mit biographischer Einleitung und Briefen, Stuttgart 1885.

[2]) Otto Brahm, Heinrich v. Kleist, Berlin 1884.

[3]) Kuno Stommel, Aus dem Geistesleben der Gegenwart. Bunte Blätter. 2. Aufl., Düsseldorf 1886.

[4]) Dr. med. Sadger, Heinrich v. Kleist, eine pathologische Studie. Gegenwart 1897, Bd. 52. Nr. 36, 37.

[5]) L. Lombroso, Genie und Irrsinn ꝛc., übersetzt von A. Courth. Leipzig.

Melancholikern, der in einem Anfall von Trübsinn sich und seine „Geliebte“ tötet; nach ihm war Kleist ein berüchtigter Trinker. Die ärztliche Studie von Morris[1]) schien die bisherige Ansicht zu bestätigen und die geistige Störung bei Kleist ätiologisch zu begründen: geistige Alteration als eine Folge sexueller Verirrungen — das ist die landläufige Auffassung und die vage Diagnose, die sich im wesentlichen stützt auf zahlreiche unverbürgte Anekdoten, die über Kleist berichtet werden, auf vorgefaßte Meinungen und ad hoc zugeschnittene Biographien.

Die flüchtig skizzierte Entwicklung der Kleistforschung muß den unbefangenen Beobachter nach verschiedener Richtung befremden. Wir können das Kunstwerk und die Persönlichkeit des Künstlers nicht voneinander trennen; das eine müssen wir aus dem anderen verstehen lernen. Der Zusammenhang ist ein so intimer, daß wir aus dem Kunstwerk selbst noch nach Jahrhunderten das Pathologische des Künstlers herauslesen. In Rousseaus „Bekenntnissen“ erkennen wir heut die Verteidigungsschrift eines Geisteskranken. Wir sprechen von einer Morphium- und Opiumpoesie der Poe und de Quincey; Maupassants letzte Novellen lassen uns die allmälige geistige Umnachtung des Autors studieren; Grabbes Dramen sind das Spiegelbild eines barocken, bizarren Wesens, einer psychopathisch minderwertigen Persönlichkeit; in dem absoluten Unsinn einiger seiner Dichtungen erkennen wir nicht das Spiel freier Laune, sondern die Zwangsvorstellungen einer krankhaften Natur. Die Beispiele

---

1) Max Morris, Heinrich von Kleists Reise nach Würzburg, Berlin 1899.

ließen sich ins Ungemessene häufen. Aber umgekehrt: Wenn wir an die psychologische Analyse Shakespeares und Goethes herantreten, von denen wir den einen fast nur als Dichter kennen, von dem andern aber einen so tiefen und klaren Einblick in das innerste Denken und Fühlen besitzen wie kaum bei einem anderen Menschen — so werden wir uns nach ihren Werken zu der Prämisse berechtigt fühlen, daß es sich um wahr empfindende, geistig normal organisierte Menschen handelte; und aus allen scheinbar anormalen Zügen im Leben beider, den Sinnestäuschungen, psychischen Depressionen, melancholischen Anwandlungen 2c., von denen berichtet wird, wird die Wissenschaft die Lehre ziehen müssen, daß ausgesprochen krankhafte Störungen unter bestimmten Umständen auch bei geistig vollkommen veranlagten Menschen sich finden. Dasselbe Verhältnis zwischen physiologischer Leistung und physiologischem Bestande wie bei allen übrigen Körperorganen herrscht in der Beschaffenheit und den Äußerungen des Nervenlebens und des Gehirns. Ein gesundes Herz funktioniert normal, die geringste krankhafte Störung beeinflußt die Funktion des Herzens; aus der Veränderung der Körperausscheidungen diagnostiziert der Arzt die Krankheit des secernierenden Organs. Neben das begeisterte Lob und die höchste Bewunderung des dichterischen Kunstwerks unvermittelt das vernichtende Urteil des Menschen zu stellen — das gibt ein Zerrbild, das physiologisch unverständlich ist. Bei einem so durchaus originellen, d. h. nicht nachempfindenden und nachahmenden Dichter, bei einem — wie stets hervorgehoben wird — so ausgesprochen subjektiven Dichter wie Kleist, ist der geistig-sittliche Kern der Dichtung und der geistig-sittliche Kern des

Dichters identisch, und die progressive Entwicklung des Dichters ist das Resultat einer ansteigenden geistigen Entwicklung und wachsender Charakterfestigung des Menschen.

Und noch eine weitere Tatsache muß den Arzt befremden: Im Laufe der Jahrzehnte sind dem Lebensbilde des Dichters stets neue Krankheitszüge hinzugefügt worden, und gegenwärtig verfügen wir über ein so reiches und buntes Material von krankhaften Symptomen, daß ein bestimmtes, typisches Krankheitsbild sich überhaupt nicht mehr konstruieren läßt. Auf dem weiten Gebiete der Psychiatrie gibt es kaum eine Krankheit, die sich nicht in ausgesprochener Form aus den verschiedenen Biographien herauslesen ließe, und die krankhaften Züge und Krankheitstriebe, die hier auf einen Menschen gehäuft sind, würden ausreichen, eine kleine Irrenanstalt zu füllen. Man hat nämlich diagnostiziert: schwere Neurasthenie und Hysterie[1]); erbliche Belastung (Hereditarier) und psychopathische Minderwertigkeit[2]) — sit venia verbo —; Kleist präsentiert sich uns als Paranoiker[3]) mit Verfolgungswahn, Größenwahn ꝛc., als chronischer Melancholiker mit Selbstmordtrieb und schweren Depressionszuständen, die seine gelegentliche Internierung notwendig machten[4]), er bietet das ausgesprochene Krankheitsbild

---

[1]) Kuno Stommel l. c.

[2]) Sadger l. c.

[3]) Paul Lindau, Über die letzten Lebenstage Heinr. v. Kleists und seiner Freundin. Sonderdruck. (Gegenwart.)

[4]) Kuh in „Wiener Fr. Presse", 1863, und H. v. Treitschke, H. v. Kleist, Preuß. Jahrbücher, 1858.

der Dementia praecox mit allmäligem geistigen Zerfall bis zu ausgesprochenem Blödsinn[1]), er leidet an sexuellen Abnormitäten — Sadismus; Päderastie wird vermutet[2]) — und schließlich ist er Alkoholist[3]) und Opiophage[4]).

Das Bild, welches die literarische Forschung bisher von dem Menschen Kleist entworfen hat, ist darnach für uns ein an Widersprüchen reiches Zerrbild, und der Dichter Kleist ein unerklärtes und unverständliches Problem. Wollen wir Dichter und Menschen verstehen und psychologisch würdigen lernen, so müssen wir zunächst den Quellen nachgehen, aus denen die Kleistforschung geschöpft hat, dieselben kritisch würdigen und versuchen, das Lebensbild des Dichters wenigstens in allgemeinen Zügen zu rekonstruieren.

Als Tieck 15 Jahre nach dem Tode Kleists unter den größten Nöten, selbst arm, die poetischen Werke desselben herausgab und dabei den unsterblichen Ruhm erwarb, der Menschheit die Hermannsschlacht und den Prinzen von Homburg gerettet zu haben, schrieb er in der Vorrede eine ganz kurze, skizzenhafte Biographie des Dichters. Eine Apotheose des Dichters hat er damit gewiß nicht bezweckt, er weist auf das mishandelte Genie in warmen aber keineswegs übertriebenen Ausdrücken hin. Sein eigenes Wissen über Kleist war unbedeutend und seine persönliche Berührung mit dem Dichter so oberflächlich, daß er kaum sein Äußeres in flüchtigen Zügen

---

1) Brahm, Heinrich v. Kleist u. a.

2) Sadger l. c.

3) Lombroso l. c.

4) Jul. Schmidt l. c. Erich Schmidt, Heinr. v. Kleist, Österr Rundschau, 1883.

zeichnen kann. Das Material erhielt er von der Familie, von Freunden und Außenstehenden; er besaß Kritik genug, um das, was ihm zugetragen wurde, nur zum kleinsten Teile zu benutzen.

Das Material, welches ihm die überlebenden Familienmitglieder boten, konnte nur sehr spärlich sein. Kleist hatte mit seiner Familie sehr wenig Berührungspunkte und außer seiner Schwester Ulrike, mit der er im intimen geistigen Austausch stand, hatte er keinen Vertrauten. Nach dem Tode ihres Bruders hat Ulrike über seine Schicksale mit niemandem gesprochen und selbst ihre vertrautesten Berater, welche diese Saite anschlugen, pflegte sie mit den Worten abzuweisen: Sprechen Sie nicht von ihm; es tut meinem Herzen weh. Übrigens scheint Ulrike über den Zweck der Würzburger Reise absichtlich eine falsche Angabe gemacht zu haben. Mit dem Tode Ulrikes war die wichtigste Quelle für die Kleistforschung versiegt. Die Angaben der übrigen Familienmitglieder blieben spärlich und beweisen, wie mich eine große Korrespondenz überzeugt, eine seltene Unkenntnis und auffallende Widersprüche. Maria v. Kleist antwortete wohl auf eine direkte Anfrage Tiecks mit einer persönlichen Huldigung für diesen, scheint sich aber absichtlich jeder Äußerung über den Dichter selbst enthalten zu haben.

Auch von fremder Seite wurde Tieck für seine Biographie Material zugetragen. In den hinterlassenen Briefen Tiecks[1]) findet sich ein Schreiben von C. Eduard Albanus, in dem dieser wichtige Aufschlüsse über die

[1]) Briefe an Ludwig Tieck von Karl von Holtei. Breslau 1864.

erste Jugend und den Unterricht des Dichters macht. Alles was über die spärlichen Angaben Tiecks hinaus von Bülow und späteren Bearbeitern über die Jugend, den Unterricht des Dichters und namentlich über seine Beziehung zu dem unglücklichen Vetter v. Pannwitz erzählt wird, stammt aus dieser Quelle. Ist die Quelle zuverlässig? Wer war zunächst der Briefschreiber? Nach den mir vorliegenden zuverlässigen Angaben lebte Albanus um das Jahr 1830 in Chemnitz; er war Schöngeist und Kaufmann, fallierte als solcher und lebte dann bis etwa 1840 in Morgenröthe und Marienberg (Sachsen) als Buchhalter in idustriellen Etablissements. Tieck hat das Material in seiner Kleist-Biographie nicht verwertet, die Zuschrift aber im „Janus" veröffentlicht. Bülow hat den Inhalt des Briefes in seine Biographie aufgenommen und hat aus eigener Machtvollkommenheit aus der mit größter Reserve vorgetragenen Legende von dem verabredeten Selbstmorde Kleists und seines Vetters eine annähernd sichere und feststehende Tatsache gemacht. (Albanus schreibt: Irre ich nicht, so hörte ich auch, daß Kleist und Pannwitz in der Folge auch einmal schriftlich — persönlich sind beide nie wieder zusammengetroffen — die Verabredung getroffen hatten, beide eines freiwilligen Todes zu sterben. Verbürgen läßt sich dies freilich nicht.) Diese Mitteilung hat dann Sadger[1]) aufgegriffen und leitet von der Verabredung die fixe Idee von einem gemeinsamen Selbstmorde her, die Kleist während seines ganzen Lebens beherrscht und schließlich in den Tod getrieben haben soll.

---

[1]) J. Sadger l. c.

Dieses eine Beispiel beweist uns, wie recht H. Isaac[1]) hat, wenn er Bülow einen phantasiereichen Biographen nennt, „der manches, was seiner Vorstellung nach hätte wahr sein können, als wahr hingestellt hat", es zeigt uns auch, auf wie schwachen Füßen das ganze Gebäude der Kleistforschung beruht — denn es wäre Tieck ein leichtes gewesen, bei dem noch lebenden Hauslehrer Kleists sich Auskunft zu holen —, und es belehrt uns darüber, wie schwerwiegende ärztliche Folgerungen aus ganz nichtigen Voraussetzungen ohne vorherige Prüfung des Materials gezogen worden sind.

In ausgiebigster Weise sind bei der Schilderung und zum psychologischen Verständnis des Menschen Kleist seine Briefe herangezogen worden, und bei dem Mangel positiver Angaben von dritter Seite hat man sich daran genügen lassen, das Lebensbild zu entwerfen, indem man den Inhalt der Briefe aus der ersten in die dritte Person gebracht hat. Gewiß, der Wert hinterlassener Briefe, dieser lebenden Zeugen großer Männer, kann nicht hoch genug veranschlagt werden, aber auch ihre Ausnutzung bedarf einer gewissen Kritik. Ich will mit der Kleistforschung nicht rechten, daß sie viel zu wenig manche Eigenarten der Briefe aus dem Wesen, den Eigenheiten und dem Charakter einer uns fern liegenden Zeitperiode zu deuten versucht hat, — aber Kleists Korrespondenz fordert direkt dazu heraus, eine Psychologie des Briefschreibens als Grundlage einer kritischen Verwertung seiner wie anderer Briefe zu erörtern.

Als obersten und ersten Grundsatz einer solchen Studie

---

[1]) Hermann Isaac, Schuld und Schicksal im Leben Heinrich v. Kleists. Preuß. Jahrbücher 1885.

müssen wir hinstellen, daß der Inhalt des Briefes nicht ohne weiteres ein reines und unantastbares Bild von der seelischen Stimmung des Briefschreibers gibt. Kein Mensch kann sich während der Korrespondenz frei machen von dem Einflusse desjenigen, an welchen er seine Gedanken, seine seelischen Ergüsse, Stimmungsbilder u. s. w. richtet, unbewußt steht er unter dem suggestiven Einflusse dieser zweiten Person, und die Beeinflussung ist um so größer, je sensitiver, phantastischer und suggestiver der Briefschreiber ist. Wenn wir daraufhin die Korrespondenz einzelner unserer großen Dichter aus bestimmter Zeitperiode durchgehen, so finden wir, daß sie in Charakter, Lebensauffassung, Wesenheit einen verschiedenen Eindruck hervorbringen, je nach der Person, an welche der Brief gerichtet ist; und es würde nicht schwer fallen, der Kritik nachzuweisen, daß sie aus der oder jener Briefgruppe Zitate zusammenstellt, je nachdem sie freundlich oder feindlich den Charakter des Briefschreibers beurteilt. Auch in der Kleist-Korrespondenz machen die Schwester- und Brautbriefe einen ganz anderen Eindruck als alle übrigen, und für die Beurteilung des Dichters war es sicherlich verhängnisvoll, daß wir bisher keine Gesamtausgabe seiner Briefe besitzen, daß die Schwester-[1]) und Brautbriefe[2]), gesammelt herausgegeben, leicht zugängig waren, während die übrige Korrespondenz, allenthalben zerstreut, schwer erreichbar geblieben ist. Nun können natürlich für die Eigenart und die Besonderheiten der Kleistschen

---

[1]) A. Koberstein: Heinr. v. Kleists Briefe an seine Schwester Ulrike. Berlin 1860.

[2]) Karl Biedermann, Heinr. v. Kleists Briefe an seine Braut. Berlin 1884.

Korrespondenz nicht die Schwester und Braut allein verantwortlich gemacht werden; sondern bei der Beurteilung derselben darf nicht außer acht gelassen werden, daß es Briefe im landläufigen Sinne des Wortes überhaupt nicht sind, und daß sie auch als solche nicht aufgefaßt und ausgenutzt werden dürfen.

Zunächst konstatieren wir eine auffallende wörtliche Übereinstimmung an vielen Stellen von Briefen, die an die Braut und an die Schwester gerichtet sind. Fällt diese wörtliche Übereinstimmung schon auf bei Briefen mit gleichem Datum, so erscheint sie ganz unerklärlich bei Briefen der einen und anderen Gruppe, die zeitlich weit auseinander liegen. Und solcher Briefstellen finden sich nicht wenige. Einige Beispiele mögen genügen:

An die Braut am 13. XI. 1800.	An die Schwester am 25. XI. 1800.
Ich kann nicht eingreifen in ein Interesse, das ich mit meiner Vernunft nicht prüfen darf.	Wahr ist es, daß es mir schwer werden würde, in ein Interesse einzugreifen, das ich gar nicht prüfen darf —
An die Braut am 29. XI. 1800.	An die Schwester am 5. II. 1801.
— — der Gedanke, daß es bei dem Menschen, wie bei dem Spiegel auf seine eigene Beschaffenheit ankommt, wie fremde Gegenstände auf ihn einwirken sollen.	Ich weiß wohl, daß es bei dem Menschen, wie bei dem Spiegel, eigentlich auf die eigene Beschaffenheit beider ankommt, wie die äußeren Gegenstände darauf einwirken sollen.
An die Braut am 31. I. 1801.	An die Schwester am 5. II. 1801.
Vielleicht hat die Natur Dir jene Klarheit zu Deinem Glücke versagt, jene traurige Klarheit, die mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den	— es giebt eine traurige Klarheit, mit welcher die Natur viele Menschen die an dem Dinge nur die Oberfläche sehen, verschont hat. Sie nennt mir

Sinn, zu jeder Handlung den Grund nennt. Sie zeigt mir Alles, was mich umgiebt, und mich selbst, in seiner ganzen armseligen Blöße — — — und dem Herzen ekelt zuletzt vor dieser Nacktheit.

zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund — sie zeigt mir alles, was mich umgiebt und mich selbst in seiner ganzen armseligen Blöße, und dem Herzen ekelt zuletzt vor dieser Nacktheit.

An die Schwester
am 16. XII. 1801.

Der Schnee liegt überall auf den Bergen, und die Natur sieht hier aus wie eine achtzigjährige Frau. Noch sieht man ihr an, daß sie in ihrer Jugend wohl schön gewesen sein mag.

An H. Zschokke am 1. II. 1802.

Jetzt zwar sieht auch hier unter den Schneeflocken die Natur wie eine 80jährige Frau aus, aber man sieht es ihr doch an, daß sie in ihrer Jugend schön gewesen sein mag.]

Solche ähnlich oder gleichlautende Briefstellen lassen sich wohl noch viele nachweisen, und es ist deswegen die Ansicht ausgesprochen worden, daß die Briefe im wesentlichen Auszüge aus Tagebuchblättern darstellen. Jedenfalls verraten die wiederkehrenden Seelenstimmungen, Vergleiche und Bilder, daß Kleist viel über sich nachdachte und aus der Betrachtung des inneren Menschen und der Ausbildung seines Stils ein angestrengtes Studium machte.

Eine weitere befremdende Erscheinung an Kleistschen Briefen liegt darin, daß er häufig Tatsachen berichtet als gesehen oder erlebt, die nichts weiter sind, als freie Erfindungen seiner Phantasie. Hierher gehört die Stelle in dem Briefe an Wilhelmine vom 13. September 1800, in welcher er ihr mit Entsetzen den Eindruck schildert, den ein junger Patient im Juliusspital zu Würzburg, welcher gegen den Willen der Natur gefrevelt, auf ihn

hervorruft. Der keusche, zurückhaltende Kleist schwelgt hier in einem Briefe an seine Braut in einer detaillierten Beschreibung des Aussehens und der Behandlung eines durch jugendliche naturwidrige Ausschweifungen heruntergekommenen Jünglings, der eingewunden im Bette liegt, die Hände auf dem Rücken eingenäht. Alles an dieser Schilderung, was das Aussehen, die Krankheit, die Behandlung anbelangt, ist Wort für Wort freie Erfindung, und die Phantasie ist hier mit dem Briefschreiber durchgegangen. — Ähnlich verhält es sich mit dem Schreiben an seine Schwester von der Aarinsel bei Thun am 1. Mai 1802, wo er eine liebliche Idylle entwirft von seinem einsamen Leben auf der Insel in Gemeinschaft mit dem freundlich-lieblichen Mädeli, das in seiner kleidsamen Schweizertracht Sonntags zur Kirche geht, während er die wenigen Stunden der Andacht dazu benutzt, um — das Schreckhorn zu besteigen. Berauscht von der Schönheit der Natur, von dichterischem Schaffen exaltiert und wohl auch in dem unklaren Verlangen nach einem liebenden Wesen, läßt der Dichter seine Phantasie in der Korrespondenz frei schalten. Das 4082 m hohe Schreckhorn war noch nie bewältigt, seine Besteigung dauert mehrere beschwerliche Tagesreisen, und in dem damals streng puritanischen Thun hätte eine intime Liebschaft durch die Intervention der Landesväter und ihrer Häscher böse Folgen für Kleist gehabt. — Auch in dem Briefe aus Paris vom 16. August 1801 an die Schwester seiner Braut ist die phantastische Schilderung eines romantischen nächtlichen Festes, aus der die verhaltene Sehnsucht nach patriarchalischer Simplizität und einem Naturleben à la Rousseau spricht, des Briefschreibers ureigene Erfindung. —

Auch die Sprache und der Stil in Kleists Briefen an seine Braut und Schwester hat besondere Eigenheiten, welche den Eindruck hervorrufen, als seien die Briefe zu Studienzwecken geschrieben. Wie ihr Inhalt sie häufig als philosophische Exerzitien[1]) in Briefform erkennen läßt, so weist auch die Schreibweise darauf hin, daß viele Briefe wesentlich als stilistische Übungen verfaßt sind. Die Sprache ist reich an Bildern und Metaphern; die gleichen Bilder kehren wieder, besonders bei der Beschreibung von Städten und Gegenden in immer reicherer Ausgestaltung; es macht den Eindruck, als wäre alles planmäßig gearbeitet. So findet sich in den Brautbriefen keine Beschreibung einer Ortschaft oder Stadt, in der nicht in den mannigfachsten Variationen das personifizierte Bild eines Wassers oder Flusses die Schilderung belebt.

Er schreibt am 11. Oktober 1800 aus Würzburg:

„— und den gleitenden Strom betrachte, der durch Berge und Auen in tausend Krümmungen hervorströmt und unter meinen Füßen wegfließt. —

Und weiter:

„Grade aus strömt der Main unter der Brücke weg, und pfeilschnell, als hätte er sein Ziel schon im Auge, als sollte ihn nichts abhalten, es zu erreichen, als wollte er es, ungeduldig, auf dem kürzesten Wege ereilen, — aber ein Rebenhügel beugt seinen stürmischen Lauf, sanft aber mit festem Sinn, wie eine Gattin den stürmischen Willen ihres Mannes, und zeigt ihm mit edler Standhaftigkeit den Weg, der ihn ins Meer führen

---

[1]) Der Brief Kleists an Wilhelmine aus Paris vom 15. August 1801 läuft in eine scharfsinnige philosophische Abhandlung aus, die an Geist und Form eine auffallende Ähnlichkeit mit einem Essay von Montaigne hat. (Minde-Pouet: H. v. Kleist, Euphorion IV.)

wird — — und er ehrt die bescheidene Warnung und folgt der freundlichen Weisung, und giebt sein voreiliges Ziel auf und durchbricht den Rebenhügel nicht, sondern umgeht ihn mit beruhigterm Laufe, seine blumigen Füße ihm küssend."

Ferner in demselben Briefe:

„Der Main wandte sich bald links, bald rechts und küßte bald den einen, bald den andern Rebhügel, und wankte zwischen beiden Ufern, die ihm gleich teuer schienen, wie ein Kind zwischen Vater und Mutter.

Aus Dresden, den 4. Mai 1801:

„— ein breiter Strom, der sich schnell windet, Dresden zu küssen, und, hat er es geküßt, schnell wieder flieht —"

Aus Leipzig, den 21. Mai 1801:

„Der Strom verläßt plötzlich sein rechtes Ufer, und wendet sich schnell nach Dresden, seinen Liebling zu küssen. Von der Höhe des Zwingers kann man seinen Lauf fast bis nach Meißen verfolgen. Er wendet sich bald zu dem rechten, bald zu dem linken Ufer, als werde die Wahl ihm schwer, er wankt, wie vor Entzücken, und schlängelt sich spielend in tausend Umwegen durch das freundliche Tal, als wollte er nicht in das Meer."

Aus Paris den 16. August 1801:

„— einen Strom, der wie mancher fremde Jüngling, rein und klar in diese Stadt tritt, aber schmutzig und mit tausend Unrat geschwängert, sie verläßt, und der in fast gerader Linie sie durchschneidet, als wollte er den ekelhaften Ort, in welchen er sich verirrte, schnell auf dem kürzesten Wege durcheilen —"

Der an seine Schwester von der Aarinsel gerichtete Brief liest sich stellenweise, als wenn er den Helden seines Dramas, an dem er arbeitet, sprechen ließe; durch bloßes Umstellen und Apostrophieren einiger Worte läßt sich die ganze Epistel von der Aarinsel in Blankverse bringen, die den Stil der Penthesilea ahnen lassen.[1])

---

[1]) Gottlieb Ritter (Zolling): Heinrich v. Kleist in der Schweiz, „Neue freie Presse", 1881.

Ich bin von dem Gemeinen so entwöhnt,
Daß ich gar nimmer mehr hinüber möchte
Ans and're Ufer — wenn nicht ihr da wohntet. —
Ich arbeit' unaufhörlich um Befreiung
Von der Verbannung — du verstehst mich.

Vielleicht bin ich in einem Jahre wieder
Bei Euch. Gelingt's mir nicht, so bleib ich in
Der Schweiz, und dann kommst du zu mir. Denn wenn
Mein Leben würdig sich beschließen soll,
So muß es doch in deinen Armen sein.

Es steht nach alledem außer Zweifel, daß wir in den Briefen speziell an die Schwester und die Braut nicht ohne weiteres ein Spiegelbild der eigenen seelischen Stimmung suchen dürfen. Vielmehr als der Mensch kommt in ihnen der Schüler und Student, der über die Gesetze des Künstlerschaffens nachdenkt und seine Schreibweise zu vollenden sucht, der Philosoph, der Rousseau und Kant studiert und an der „Geschichte seiner Seele" arbeitet und endlich der Dichter zum Ausdruck, der bisweilen vollständig hinter den Gestalten seiner Phantasie zurücktritt. Betrachten wir, um nur ein Beispiel anzuführen, die Briefe, welche sich auf die Würzburger Reise beziehen, in ihrer Totalität, so glauben wir den Dichter des „Zerbrochenen Krugs" zu erkennen, der immer nur einen Zipfel des Geheimnisses lüftet und uns in Spannung erhält, indem er uns stets neue Auswege zeigt, oder den Dichter des „Amphitryon", der seinen Zeus im II. Akte die halbe Wahrheit erkennen läßt.

Kleists Briefe an seine Schwester und Braut wörtlich zu nehmen und in der Weise auszunutzen, wie es vielfach geschehen ist, zeugt von mangelhaftem Verständnis

und ist ein Verbrechen an dem Dichter. Dagegen sind grade diese Briefe von größtem Werte und weitgehendem Interesse für das Studium des werdenden Dichters, weil sie uns gewissermaßen einen Einblick gewähren in seine geistige Werkstatt, und mehr noch für sein psychologisches Verständnis in einer Periode des Sturmes und Dranges, in der sein seelisches Verhalten manche abnormen Züge aufweist. Wir werden später noch darauf zurückkommen.

Eine wichtige letzte Quelle für die Kleistforschung ist alles das, was mündlich und schriftlich von Zeitgenossen, von Freunden, Literaten und Dichtern über Kleist berichtet worden ist. Tieck hat außer von den Verwandten auch von Freunden und Freundinnen Kleists Material erhalten; v. Bülow erhielt wertvolle Mitteilungen von Rühle v. Lilienstern und besonders von Kleists Freundinnen, die in den vierziger Jahren zum großen Teil noch lebten; Julian Schmidt holte sich Rat bei Friedrich Dahlmann, und Adolf Wilbrandt, der das vorliegende Material aus einer mehr anekdotenhaften Sammlung in eine stilistisch vollendete zusammenhängende Darstellung brachte, hat aus dem Munde Ernst von Pfuels Mitteilungen über dessen unglücklichen Freund empfangen.

Es ist eine von vornherein auffällige Tatsache, wie mangelhaft und lückenhaft das Material ist, welches durch mündliche Überlieferung aus dem Munde der Männer auf uns gekommen ist, welche in jahrelangem intimen, freundschaftlichen Verkehr mit dem Dichter standen. Von Dahlmann haben wir wohl einen zusammenhängenden Bericht über eine bestimmte Epoche im Leben seines Freundes, aber was sonst aus diesen Quellen stammt, ist fragmentarisch, anekdotenhaft, reich an „er soll“, „man

sagt", „vielleicht" ꝛc. Eine Erklärung hierfür zu finden, dürfte schwer sein. Daß die Freunde im Interesse des verstorbenen Dichters eine Verabredung getroffen und sich Schweigen auferlegt haben, ist sicherlich nicht zutreffend; denn sie haben gar manches in die Öffentlichkeit gebracht, was grade in der zusammenhanglosen Form sehr kompromittierend wirken konnte. Hingegen müssen wir nach allen Erfahrungen Zweifel dareinsetzen, ob in Wirklichkeit die Freundschaft eine so intime gewesen ist, wie sie sich in der Korrespondenz des Dichters widerspiegelt. Manches Gefühl äußert sich wärmer und tiefer in der Entfernung und am Schreibtisch, wie bei direkter Berührung von Person zu Person.

Wie steht es mit der Glaubhaftigkeit und dem Werte dieser Quellen, und müssen wir alles, was aus dem Freundeskreise uns berichtet wird, kritiklos hinnehmen? Viele Angaben sind von jeher angezweifelt worden. Beweise gegen ihre Wahrheit und Zuverlässigkeit werden sich naturgemäß nur in seltensten Fällen und durch einen glücklichen Zufall erbringen lassen. Einen solchen Beweis bietet uns ein bisher unbekannter Brief von Kleist, den ich kürzlich veröffentlicht habe.[1])

Auf Grund eines mündlichen Berichtes von Pfuel erzählt Wilbrandt von einer Szene, die sich beim Abschluß der Penthesilea zugetragen haben soll. Als Kleist das Stück, so schreibt er, nach der Rückkehr aus Frankreich in Dresden vollendet hatte, fand Pfuel, der abends zu ihm zu kommen pflegte, ihn in strömenden Tränen. „Was hast Du, was ist Dir?" fragte er. „Nun, ist sie

[1]) Euphorion 1902. IV.

tot", war alles, was Kleist unter Tränen erwiderte. „Auch dieser leidenschaftliche Dichterschmerz, bemerkt hierzu Wilbrandt, scheint die pathologische Beteiligung seines Gemütes zu verraten. Aber sie lag überhaupt in seiner innersten Natur; fast alle seine Helden sind Spiegelungen des dichtenden Ich. Und fürchterliche Träume und Erinnerungen müssen es gewesen sein, die ihm den grauenvollen Ausgang der „Penthesilea" eingaben; eine Art der Tragik, die ewig abstoßen wird, und die er gleichwohl mit einer wunderbaren subjektiven Glut zu verklären vermocht hat." Diese Erzählung Wilbrandts ist von allen folgenden Biographen aufgenommen worden und wird allenthalben auf das eifrigste zur Vervollständigung seiner pathologischen Stimmungen benutzt. Nun erscheint uns die Anekdote an sich höchst gleichgiltig, und es ist bezeichnend für Wilbrandt, wie er diesen kleinen Zug seiner Krankenschilderung — darauf läuft seine Biographie hinaus — einfügte; wir wissen von vielen Dichtern, unter anderen auch von Goethe[1]), daß sie mit ihrer Phantasie sich so lebhaft an den Vorgängen ihres Dramas beteiligten und seelisch so mit dem Schicksal ihrer Heldin verwachsen fühlten, daß sie bei ihrem Tode unwillkürlich Tränen vergossen, und niemandem ist es deswegen eingefallen, aus diesem leidenschaftlichen

[1]) Als Goethe die Szene zwischen Hermann und seiner Mutter unter dem Birnbaum aus „Hermann und Dorothea" zum erstenmale im Schillerschen Kreise vorlas, quollen ihm die Tränen hervor, und er sagte, indem er sich die Augen trocknete: „So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen." Die Beispiele ließen sich ins unbegrenzte häufen. Auch Richard Wagner erzählt, wie er oft „in heißen Tränen" die Notwendigkeit der Trennung Lohengrins von Elsa beklagte.

Dichterschmerz auf eine pathologische Beteiligung des Dichtergemütes zu schließen. Das nur nebenher; die Hauptsache bleibt für uns, daß die Schilderung nicht der Wahrheit entspricht und der Vorgang sich ganz anders abgespielt hat. Hören wir, wie Kleist selbst darüber berichtet in einem Briefe an eine Freundin, in welchem er sich über das Theater und die Wirkung seiner Phentesilea auf das Publikum ausläßt:

„Für Frauen, schreibt er, scheint es im Durchschnitt weniger gemacht als für Männer und auch unter den Männern kann es nur einer Auswahl gefallen. Pfuels kriegerisches Gemüt ist es eigentlich, auf das es durch und durch berechnet ist. Als ich aus meiner Stube mit der Pfeife in der Hand in die seine trat und ihm sagte: Jetzt ist sie tot, traten ihm zwei große Tränen in die Augen. (Sie kennen seine antiken Mienen. Wenn er die letzten Szenen liest, so sieht man den Tod auf seinem Antlitz. Er ist mir so lieb dadurch geworden und so Mensch.“ (1807.)

Nun vergleiche man, welche Wandlungen dieser einfachste Vorgang, den wir nachträglich aus dem Eigenbericht des Dichters kontrollieren können, auf dem Wege von Mund zu Mund erfahren hat. Nicht Pfuel besucht Kleist, sondern der Dichter tritt in das scheinbar angrenzende Zimmer des Freundes; bei der Erwähnung von Penthesileas Tode bricht nicht der Dichter in einen Strom von Tränen aus, sondern in Pfuels Augen treten zwei große Tränen. Und wie um zu bekräftigen, daß der Eindruck auf den empfindlichen Freund nicht bloß ein vorübergehender ist, betont der Dichter, daß auch später bei der Lektüre der Todesszene sein Gesicht die Anteilnahme seines Gemütes deutlich erkennen läßt.

Natürlich ist es nicht möglich, bei allen den anekdoten-

haften Berichten über Kleist, die mehr oder weniger deutlich den Stempel der Unwahrhaftigkeit und Entstellung an sich tragen, die falsche Marke nachzuweisen, aber jedenfalls mahnt der eine Fall zur Vorsicht, die umsomehr angebracht ist, als viele andere Berichte, wie z. B. die famose Attentatsaffaire, nicht auf so direktem, sondern auf komplizierterem Wege (Hartmann — Laue — Wilbrandt) an die Öffentlichkeit gelangt sind.

Neben den Angaben der Freunde sind als wertvolles biographisches Material die überlieferten zeitgenössischen Berichte herangezogen worden. Literaten und Journalisten, vor allem auch Schriftsteller und Dichter, die Kleist freundschaftlich nahestanden oder ihn aus seinen Werken kannten, haben sich vielfach über ihn in Zeitschriften, Gesprächen, Briefen 2c. vernehmen lassen. Eine Sammlung dieser zeitgenössischen Stimmen besitzen wir augenblicklich noch nicht; aber wer sie auch nur flüchtig kennt und versucht, sich nach denselben ein Bild von dem Dichter und Menschen zu bilden, dem muß vor allem die befremdende Tatsache auffallen, daß die Gesamtheit aller zeitgenössischen Anschauungen, soweit sie ernstlich in Betracht kommen, in einem schroffen und unerklärlichen Gegensatz zu einer einzigen, allerdings der vollwichtigsten steht. Während im allgemeinen der Dichter von seinem ersten Auftreten an eine begeisterte Aufnahme fand, während maßgebende Schriftsteller, Politiker und Dichter, wie Huber, Klingemann, Adam Mueller, Gentz, Zschokke, Körner, Schiller, Achim v. Arnim, Brentano, Fouqué und viele andere sein Genie zu jeder Zeit anerkannten, ja der alternde Wieland, hingerissen von dem Guiskard-Fragment, in Kleist den kommenden Mann sah, bestimmt, die durch

Schiller und Goethe noch offengelassene große Lücke in unserer dramatischen Literatur auszufüllen, ein Genie, das in sich die Vorzüge des Aeschylus, Sophokles und Shakspeare vereinige, während die Zeitgenossen in ihm den Menschen verehrten, an dem sie wohl Eigenheiten und Absonderlichkeiten erwähnen, aber nichts von krankhaften Zügen — hat der Gewaltige in Weimar, der doch andere Dichter wie Schiller und Byron mit Teilnahme, ja emphatischer Anerkennung zu sich heraufgezogen hatte, sich jederzeit kalt und ablehnend gegen Kleist verhalten, jedes einzelne Werk absprechend beurteilt, ja lange nach dem Tode des Dichters bei der ersten Veröffentlichung seiner gesamten Werke in einem vernichtenden Urteil das Anathema gegen den Dichter und Menschen geschleudert.

Das Urteil Goethes ist von so einschneidender und maßgebender Bedeutung, daß jede wissenschaftliche Kleistforschung, sie sei nun literarisch, biographisch oder psychologisch-medizinisch, nicht umhin kann, zu ihm Stellung zu nehmen. Bis auf vereinzelte Autoren[1]) haben alle Goethes Anschauung zu der ihrigen gemacht, ja mehr als das, unter dem Schwergewicht des Goetheschen Verdammungsurteils hat das Lebensbild Kleists mehr oder weniger künstlich einen pathologischen Zuschnitt bekommen. Es entsieht deshalb für uns zunächst die Frage: Welche Bedeutung ist dem Urteil Goethes beizulegen, besonders soweit es sich auf den Menschen Kleist bezieht, und wie ist der oben berührte Gegensatz zwischen ihm und den anderen Zeitgenossen zu erklären.

---

[1]) Israel l. c.

Um eine Antwort hierauf zu finden, wird es notwendig sein, das Verhältnis beider Dichter, soweit es nach dem vorliegenden Material möglich ist, klarzulegen und die Äußerungen Goethes über Kleist im Zusammenhang wiederzugeben. Leider ist eine erschöpfende Darstellung über diesen Gegenstand noch nicht erschienen. Zolling[1]) bemerkt hierzu: „Leider ist unsere Hoffnung, über Goethes Verhältnis oder Mißverhältnis zu Kleist im Goethearchiv Aufklärung zu finden, durch G. v. Loepers Erklärung zerstört worden, daß man in Weimar selbst die Ausbeutung des Archivs unternimmt und daher „eine Konkurrenz" nicht wünscht; „denn, schreibt uns Herr v. Loeper, sollte man sich gutwillig die Butter vom Brote nehmen lassen?" Seitdem ist wohl eine Arbeit in den Schriften der Goethegesellschaft erschienen[2]), die aber kein besonders neues Material zu dieser Frage gebracht hat. Versuchen wir zunächst Goethes Verhältnis zu Kleist, dem Dichter und seinen Dichtungen in folgendem darzustellen:

Kleist ist persönlich nur einmal in seinem Leben und zwar im Anfange des Winters 1802 mit Goethe und Schiller zusammengetroffen, während seines Aufenthaltes in Weimar und Oßmanstedt[3]) vom November 1802 bis Februar 1803. In den Briefen beider Dichter wird ihr Zusammentreffen mit Kleist nicht erwähnt und auch in den sorgsam geführten Tagebüchern Goethes aus jener

---

[1]) Th. Zolling, Neues über H. v. Kleist, Die Gegenwart, 1885.

[2]) Schüddekopf und Walzel, Goethe und die Romantik, Weimar 1899.

[1]) Die Angabe Wilbrandts und Brahms, daß Kleist in Jena Schillers Bekanntschaft gemacht hat, ist unrichtig.

Zeit findet sich keine Notiz hierüber. Es spricht also alles dafür, daß Kleist sich weder Goethe noch Schiller als Dichter oder gar mit seinem eigenen Namen zu erkennen gegeben hat; auch mit Varnhagen hat Kleist längere Zeit verkehrt, ohne daß dieser durch ihn Kenntnis von seinen damals schon erschienenen Schroffensteinern erhielt. Schüddekopf und Walzel in „Goethe und die Romantik" vertreten die gleiche Ansicht: „ohne Zweifel hat Kleist sich ihnen (Goethe und Schiller) nicht zu erkennen gegeben."

Von persönlichen Beziehungen der beiden Dichter kann man also kaum sprechen; die literarischen beginnen mit dem 31. Juli 1807, als Adam Müller aus Dresden an Goethe den Amphitryon und Zerbrochenen Krug schickte „als zwei Werke eines Freundes, die die Billigung des einzigen Richters, den der abwesende Verfasser im Auge gehabt haben könne, erhalten würden." Aber schon vorher hatte Goethe den „Amphitryon" zu lesen Gelegenheit gehabt, denn es findet sich in seinem Tagebuch die folgende Notiz:

„Karlsbad, 13. Juli 1807. Gegen Abend Herr v. Mohrenstein, russischer Legationssekretär, welcher mir den Amphitryon von Kleist, herausgegeben von Adam Müller, brachte. Ich las und verwunderte mich, als über das seltsamste Zeichen der Zeit. Der antike Sinn in Behandlung des Amphitryons ging auf Verwirrung der Sinne, auf den Zwiespalt der Sinne mit der Überzeugung. Wie im „miles gloriosus" (von Plautus) das Eine Mädchen zwei Personen vorstellt, so stellen hier zwei Personen Eine dar. Es ist das Motiv der „Menaechmen" (von Plautus), nur mit dem Bewußtsein des Einen Teils; Molière läßt den Unterschied zwischen Gemahl und Liebhaber vortreten, also eigentlich nur ein Gegenstand des Geistes, des Witzes und

zarter Weltbemerkung. Wie es Falk genommen, wäre nachzusehen. Der Gegenwärtige, Kleist, geht in den Hauptpersonen auf die Verwirrung des Geistes hinaus. Höchst wahrscheinlich ist bei den Alten keine Hauptszene zwischen Jupiter und Alkmene vorgekommen, sondern die Hauptmotive fielen zwischen die beiden Sosien und Amphitryon. Die Situation zwischen Amphitryon und Alkmene enthält eigentlich auch kein dramatisches Motiv."

Tags darauf (14. Juli) äußert sich Goethe zu Riemer:

„Das Stück (Amphitryon von Kleist) enthält nichts Geringeres als eine Deutung der Fabel ins Christliche, in die Überschattung der Maria vom heiligen Geist. So ists in den Szenen zwischen Zeus und Alkmene. Das Ende ist aber klatrig: der wahre Amphitryon muß es sich gefallen lassen, daß ihm Zeus diese Ehre angetan hat; sonst ist die Situation der Alkmene peinlich und die des Amphitryon zuletzt grausam."

Am folgenden Tage schreibt Goethe in sein Tagebuch:

„Karlsbad, 15. Juli 1807: Am Schloßbrunnen, mit Oberhofprediger Reinhard, über den neuen mystischen Amphitryon und dergleichen Zeichen der Zeit."

Schließlich schreibt Goethe am 28. August 1807 an Mueller:

„Über Amphitryon habe ich manches mit Herrn von Gentz gesprochen, aber es ist durchaus schwer, genau das rechte Wort zu finden. Nach meiner Einsicht scheiden sich Antikes und Modernes auf diesem Wege mehr, als sie sich vereinigten. Wenn man die beiden entgegengesetzten Enden eines lebendigen Wesens durch Kontorsion zusammenbringt, so gibt das noch keine neue Art von Organisation; es ist allenfalls nur ein wunderliches Symbol, wie die Schlange, die sich in den Schwanz beißt."

Hierher gehören auch die von Erich Schmidt im Goethejahrbuch (9. 96) veröffentlichten zwei graphischen Darstellungen, die sinnfällig zeigen sollen, wie schief modern Kleists Stück sei.

In dem Briefe an Müller äußert sich Goethe auch zum erstenmale über den „Zerbrochenen Krug“:

„Es hat außerordentliche Verdienste und die ganze Darstellung drängt sich mit gewaltiger Gegenwart auf. Nur schade, daß es auch wieder dem unsichtbaren Theater angehört. Das Talent des Verfassers, so lebendig er auch darzustellen vermag, neigt sich doch mehr gegen das Dialektische hin, wie es sich denn in dieser stationären Prozeßform auf das wunderbarste manifestiert hat. Könnte er mit eben dem Naturell und Geschick eine wirklich dramatische Aufgabe lösen und eine Handlung vor unseren Augen und Sinnen sich entfalten lassen, wie er hier eine vergangene sich nach und nach enthüllen läßt, so würde es für das deutsche Theater ein großes Geschenk sein. Das Manuskript will ich mit nach Weimar nehmen und sehen, ob etwa ein Versuch der Vorstellung zu machen sei. Zum Richter Adam haben wir einen vollkommen passenden Schauspieler, und auf die Rolle kommt es vorzüglich an; die andern sind eher zu besetzen.“

Am 20. Oktober verzeichnet Goethe in seinem Tagebuch:

„Kam Herr von Müffling; mit demselben über die Dresdener literarischeu und philosophischen Verhältnisse: über Gentz, Adam Müller, Schubert, von Kleist 2c.“,

dann am 18. November 1805 in Jena bei Frommanns:

„Vorlesung der zwei ersten Akte vom Dominikaner, welcher dem Herrn von Kleist zugeschrieben wird.“

Bekanntlich hat Goethe das Lustspiel Kleists tatsächlich in Weimar über die Szene gehen lassen, und diese erste und einzige Aufführung zu Kleists Lebzeiten am 2. März 1808 endete mit einem kläglichen Fiasko. Die Schuld lag an der mangelhaften Darstellung des von Goethe für so passend gefundenen Hauptdarstellers und in der grausamen Zerstücklung in zwei Akte und

einen Zwischenakt, wie sie uns heute kaum noch glaublich erscheint; der Theaterzettel bezeugt, daß das Stück als „Lustspiel in drei Aufzügen“ und ohne Nennung des Autors gegeben wurde. Nach der Aufführung bezeichnet Goethe das Lustspiel in seinem Tagebuch als ein „problematisches Theaterstück, das gar mancherlei Bedenken ererregte und eine höchst ungünstige Aufnahme zu erleben hatte“.

Über einen tumultuarischen Vorfall und eine eigenartige Bemerkung Goethes bei der Aufführung in Weimar berichtet Eduard Genast.[1]) Er schreibt nämlich:

„Der Zerbrochene Krug von Kleist folgte am 2. März. Schon bei der ersten Vorstellung wurde dem Stück der Stab gebrochen, und es fiel unverdienterweise total durch. Hauptsächlich traf die Schuld des Mißlingens den Darsteller (Becker) des Adam, der in seinem Vortrag so breit und langweilig war, daß selbst seine Mitspieler die Geduld dabei verloren. Trotz allen Rügen Goethes bei den Proben war er aus seinem breitspurigen Redegang nicht herauszubringen und den kurzen Imperativ bei ihm anzubringen, wäre wahrlich ganz in der Ordnung gewesen, denn das Zerren und Dehnen war nicht zu ertragen. Bei der Aufführung dieses Stückes ereignete sich ein Vorfall, der in dem kleinen weimarschen Hoftheater noch nie dagewesen und als etwas Unerhörtes bezeichnet werden konnte: ein herzoglicher Beamter hatte die Frechheit, das Stück auszupfeifen. Karl August, der seinen Platz zwischen zwei Säulen, dicht am Proscenium, auf dem sogenannten bürgerlichen Balkon hatte, bog sich über die Brüstung hinaus und rief: „Wer ist der freche Mensch, der sich untersteht, in Gegenwart meiner Gemahlin zu pfeifen? Husaren, nehmt den

[1]) Eduard Genast, Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. I. Teil. Leipzig 1862. — Ich gebe diese und einige der folgenden Bemerkungen der Volständigkeit wegen wieder, obgleich manches vor einer strengen Kritik kaum bestehen kann.“

Kerl fest!" Dies geschah, als der Missetäter eben durch die Tür entwischen wollte, und er wurde drei Tage auf die Hauptwache gesetzt. Den andern Tag soll Goethe gegen Riemer, der es uns mitteilte, bemerkt haben: „Der Mensch hat gar nicht so Unrecht gehabt, ich wäre auch dabei gewesen, wenn es der Anstand und meine Stellung erlaubt hätten. Des Anstands wegen hätte er aber warten sollen, bis er außerhalb des Zuschauerraumes war."

Man sollte annehmen, daß sich diese Äußerung auf die mangelhafte Darstellung, nicht aber auf das Stück selbst bezieht; aber die späteren Bemerkungen über das Stück gegenüber Falk (s. u.) beweisen doch, daß mit der abfälligen Kritik der Dichter getroffen werden sollte.

Am 8. März bemerkt Goethe in seinem Tagebuch:

„Abends Wolffs und Dem. Elsermann zum Thee. Maskerade aus dem zerbrochenen Krug."

Noch vor der Aufführung des „Zerbrochenen Krug" hatte Kleist mit Goethe wegen seiner Teilnahme am „Phoebus" verhandelt und anfangs 1808 berichtet Kleist sehr beglückt und frohgemut an seine Schwester: „Auch Goethe und Wieland haben geschrieben und werden an unserem Journal Anteil nehmen." Aber es sollte anders kommen. Kleist sandte das erste Heft des Phoebus an die höchste kritische Instanz mit dem folgenden Begleitschreiben, aus dem die begeisterte Verehrung und Hochschätzung des jungen Dichters für den Altmeister in Weimar spricht, die auch die bekannte Briefstelle Zschokkes bezeugt:

Hochwohlgebohrner Herr,
Hochzuverehrender Herr Geheimrath

Ew. Excellenz habe ich die Ehre, in der Anlage gehorsamst das 1te Heft des Phoebus zu überschicken. Es ist auf den „Knieen meines Herzens", daß ich damit vor Ihnen erscheine; mögte

das Gefühl, das meine Hände ungewiß macht, den Wert dessen ersetzen, was sie darbringen.

Ich war zu furchtsam, das Trauerspiel, von welchem Ew. Excellenz hier ein Fragment finden werden, dem Publikum im Ganzen vorzulegen. So, wie es hier steht, wird man vielleicht die Prämissen als möglich zugeben müssen, und nachher nicht erschrecken, wenn die Folgerung gezogen wird.

Es ist übrigens ebensowenig für die Bühne geschrieben, als jenes frühere Drama: der Zerbrochene Krug, und ich kann es nur Ew. Excellenz gutem Willen zuschreiben, mich aufzumuntern, wenn das letztere gleichwohl in Weimar gegeben wird. Unsere übrigen Bühnen sind weder vor noch hinter dem Vorhang so beschaffen, daß ich auf diese Auszeichnung rechnen dürfte, und so sehr ich auch sonst in jedem Sinne gern dem Augenblick angehörte, so muß ich doch in diesem Fall auf die Zukunft hinaussehen, weil die Rücksichten gar zu niederschlagend wären.

Herr Adam Müller und ich, wir wiederholen unsre inständigste Bitte, unser Journal gütigst mit einem Beitrag zu beschenken, damit es ihm nicht ganz an dem Glanze fehle, den sein, ein wenig dreist gewählter, Titel verspricht. Wir glauben nicht erst erwähnen zu dürfen, daß die bei diesem Werke zum Grunde gelegten Abschätzungsregeln der Aufsätze in einem Falle keine Anwendung leiden können, der schlechthin für uns unschätzbar sein würde. Gestützt auf Ew. Exzellenz gütige Äußerungen hierüber, wagen wir, auf eine Mitteilung zu hoffen, mit der wir schon das 2. Heft dieses Journals ausschmücken könnten. Sollten Umstände, die wir nicht übersehen können, dies unmöglich machen, so werden wir auch eine verzuglose, wenn es sein kann, mit umgehender Post gegebene, Erklärung hierüber als eine Gunstbezeugung aufnehmen, indem diese uns in den Stand setzen würde, wenigstens mit dem Druck der ersten, bis dahin für Sie offenen Bogen vorzugehen.

Der ich mich mit der innigsten Verehrung und Liebe nenne

Ew. Exzellenz

Dreßden, den 24ten Jan. 1808 gehorsamster

Pirnsche Vorstadt, Rammsche Gasse Nr. 123. Heinrich von Kleist.

Die Antwort aus Weimar vom 1. Februar 1808, in der sich Goethe ausschließlich auf den Standpunkt des Theaterpraktikers stellt, lautet folgendermaßen:

Ew. Hochwohlgebornen bin ich sehr dankbar für das übersendete Stück des Phoebus. Die prosaischen Aufsätze, wovon mir einige bekannt waren, haben mir viel Vergnügen gemacht. Mit der Penthesilea kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beyde zu finden. Auch erlauben Sie mir zu sagen (denn wenn man nicht aufrichtig seyn sollte, so wäre es besser man schwiege gar), daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll. Ein Jude der auf den Messias, ein Christ der aufs neue Jerusalem, und ein Portugiese der auf den Don Sebastian wartet, machen mir kein größeres Unbehagen. Vor jedem Brettergerüste möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus, hic salta! Auf jedem Jahrmarkt getraue ich mir, auf Bohlen über Fässer geschichtet, mit Calderons Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen. Verzeihen Sie mir mein Geradezu: es zeugt von meinem aufrichtigen Wohlwollen. Dergleichen Dinge lassen sich freilich mit freundlichern Tournüren und gefälliger sagen. Ich bin jetzt schon zufrieden, wenn ich nur etwas vom Herzen habe. Nächstens mehr.

An demselben Tage macht Goethe in einem Briefe an Eichstädt auf den Mitherausgeber des Phoebus, Müller, der zur Teilnahme als Rezensent für die Jenaische Literaturzeitung aufgefordert war, die Bemerkung:

„— — Adam Müller wird wohl den ganzen Vorrat seiner Thätigkeit brauchen, um die Sonnenpferde zu füttern.“

Im Mai schreibt er an Knebel:

„Mit den Dresdnern habe ich gleich gebrochen. Denn ob ich gleich Adam Müller sehr schätze und von Kleist kein ge-

meines Talent ist, so merkte ich doch nur allzu geschwird, daß ihr Phöbus in eine Art von Phébus übergehen würde; und es ist ein probates Sprichwort, das man nur nicht oft genug vor Augen hat: der erste Undank ist besser als der letzte."

Kleist, erbittert über das vollkommene Fiasko in Weimar und wohl auch empört über Goethes befremdende Stellungnahme zur Penthesilea, richtet im Phoebus gegen ihn eine Reihe giftiger Epigramme, auf die Goethe, soweit uns bekannt, nicht reagiert hat. Dagegen kommt seine Ansicht über Kleist, sowohl über seine Werke als über den Menschen, zum Ausdruck in einem Gespräch mit Falk, das wir wohl in das Jahr 1809 verlegen müssen.

„Einst kam das Gespräch auf Kleist und dessen „Käthchen von Heilbronn". Goethe tadelt an ihm die moralische Schärfe des Hypochonders; es sei einem gereiften Verstande unmöglich, in die Gewaltsamkeit solcher Motive, wie er sich ihrer als Dichter bediene, mit Vergnügen einzugehen. Auch in seinem „Kohlhaas", artig erzählt und geistreich zusammengestellt, wie er sei, komme doch alles gar zu ungefüg. Es gehöre ein großer Geist des Widerspruches dazu, um einen so einzelnen Fall mit so durchgeführter, gründlicher Hypochondrie im Weltlaufe geltend zu machen. Es gebe ein Unschönes in der Natur, ein Beängstigendes, mit dem sich die Dichtkunst bei noch so kunstreicher Behandlung weder befassen, noch aussöhnen könne. — — — Ich habe ein Recht, fuhr er nach einer Pause fort, Kleist zu tadeln, weil ich ihn geliebt und gehoben habe; aber sei es nun, daß seine Ausbildung, wie es jetzt bei vielen der Fall ist, durch die Zeit gestört wurde, oder was sonst für eine Ursache zu Grunde liegt; genug, er hält nicht, was er zugesagt. Sein Hypochonder[1]) richtet ihn als Menschen und

[1]) Der bei Goethe sehr beliebte Ausdruck: Hypochonder, der sich auch hier des öfteren findet, entspricht nicht dem modernen psychiatrischen Begriff. Hypochondrie deckt sich bei Goethe ungefähr mit dem, was wir gegenwärtig als Nervenschwäche,

Dichter zu Grunde. Sie wissen, welche Mühen und Proben ich es mir kosten ließ, seinen „Wasserkrug“ aufs hiesige Theater zu bringen. Daß es dennoch nicht glückte, lag einzig in dem Umstand, daß es dem übrigens geistreichen und humoristischen Stoffe an einer rasch durchgeführten Handlung fehlt.

Mir aber den Fall desselben zuzuschreiben, ja, mir sogar, wie es im Werke gewesen ist, eine Ausforderung deswegen nach Weimar schicken zu wollen, deutet, wie Schiller sagt, auf eine schwere Verwirrung der Natur, die den Grund ihrer Entschuldigung allein in einer zu großen Reizbarkeit der Nerven oder in Krankheit finden kann. Das „Käthchen von Heilbronn“, fuhr er fort, indem er sich zu mir wandte, da ich ihre gute Gesinnung für Kleist kenne, sollen Sie lesen und mir die Hauptmotive darin wiedererzählen. Nach diesem erst will ich einmal mit mir zu Rate gehen, ob ich es auch lesen kann. Beim Lesen seiner „Penthesilea“ bin ich neulich gar zu übel weggekommen. Die Tragoedie grenzt an einigen Stellen völlig an das Hochkomische, z. B. wo die Amazone mit einer Brust auf dem Theater erscheint und das Publikum versichert, daß alle ihre Gefühle sich in die zweite noch übriggebliebene Hälfte geflüchtet hätten, ein Motiv, das auf einem neapolitanischen Volkstheater im Munde einer Colombine, einem ausgelassenen Polichinell gegenüber, keine üble Wirkung auf das Publikum hervorbringen müßte, wofern ein solcher Witz nicht auch dort, durch das ihm beigesellte widerwärtige Bild Gefahr liefe, sich einem allgemeinen Mißfallen auszusetzen.“

Das Käthchen hat Goethe nachträglich gelesen. Als sein Sekretär ihm das Stück vorlegte, um es in Weimar,

---

Reizbarkeit, Verstimmung bezeichnen. Goethe selbst giebt folgende dunkle Definition des Begriffes: Hypochondrisch sein heißt nichts anderes, als ins Subjekt versinken. Wenn ich die Objekte aufgebe, kann ich nicht glauben, daß sie mich für ein Objekt gelten lassen; und ich hebe sie auf, weil ich glaube, sie hielten mich für kein Objekt.

wo es ein begeistertes Lesepublikum gefunden, aufzuführen, warf es Goethe mit den Worten in den Ofen:

„Ein wunderbares Gemisch von Sinn und Unsinn! Die verfluchte Unnatur! Das führe ich nicht auf, wenn es auch halb Weimar verlangt."

Nach der Aufführung des „Zerbrochenen Krug" in Weimar sind die beiden Dichter nie wieder, weder persönlich noch literarisch in Beziehung zueinander getreten, und seit dem oben wiedergegebenen Gespräche mit Falk aus dem Jahre 1809 findet sich bei Goethe weder in Briefen noch Gesprächen ꝛc. irgend eine Notiz über Kleist. Auch über den unglücklichen Tod des Dichters scheint Goethe schweigend hinweggegangen zu sein. Erst aus den Jahren 1826 und 27, gelegentlich der Herausgabe der Kleistschen Werke durch Tieck, besitzen wir wieder einige Urteile Goethes über Kleist. Aber während vorher (s. o.) Goethe schwankt und es unentschieden läßt, ob Kleist als eine reizbare oder eine ausgesprochen krankhafte Natur aufzufassen ist, betont er jetzt ausschließlich und in den schärfsten Ausdrücken das Krankhafte an den Werken, wie am Menschen.

Am 11. Juli 1827 diktiert Goethe, aufgebracht über Immermannsche Rezensionen, die er Eckermann gegenüber als „philosophisch-phantastischen Unfug" und „breiten hohlen Wortschwall" bezeichnet, ins Tagebuch:

„In von der Hagens Tausend und einen Tag, das Märchen von Turandot; tröstend über den Kleistischen Unfug und alles verwandte Unheil. Wie wohlthätig ist die Erscheinung einer gesunden Natur nach den Gespenstern dieser Kranken (Kleist, Immermann u. a.)."

Wenige Tage darauf, am 16. Juli 1827, berichtet

der Kanzler Friedrich v. Müller aus einer Unterhaltung mit Goethe:

„— — — Dann sprachen wir von Immermanns Rezension der Kleistschen Schriften, die er sehr tadelte. Die Herren schaffen und künsteln sich neue Theorien, um ihre Mittelmäßigkeit für bedeutend ausgeben zu können. Wir wollen sie gewähren lassen, unsern Weg still fortgehen und nach einigen Jahrhunderten noch von uns reden lassen."

Aus demselben Jahre stammt endlich noch das folgende vernichtende Urteil Goethes in der Anzeige von Tiecks dramaturgischen Blättern (Hempel 28, 755):

„Mir erregte dieser Dichter (Kleist) bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Teilnahme, immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionierter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre."

Wir haben das Verhältnis der beiden Dichter zueinander eingehender behandelt und Goethes mündlichen und schriftlichen Äußerungen über Kleist kritiklos wiedergegeben, weil so ihr Wert und ihre Bedeutung in das hellste Licht gestellt wird. Die rein ästhetische Kritik Goethes ist für unsere Betrachtungsweise belanglos; zudem hat die Kleistforschung ausnahmslos das Unzutreffende derselben hervorgehoben. Wichtiger ist für uns, daß schon in den Äußerungen über Kleists Werke sich eine gewisse Animosität Goethes zu erkennen gibt. Dieselbe Situation, gegen die sich Goethe im Amphitryon auflehnt, hatte er bei dem Jon A. W. Schlegels, der sie noch dazu viel unpoetischer behandelt hatte, auf das lebhafteste verteidigt.[1]) Zu Goethes Kritik des „Zerbrochenen Kruges" bemerkt Julian Schmidt: „Eine wunderbare

---

[1]) Julian Schmidt, l. c.

Kritik! was man noch vor wenigen Jahren in König Ödipus als den größten Vorzug empfunden, sollte nun ein Nachteil sein!" Und der rein bühnentechnische Standpunkt in seiner brieflichen Besprechung der Penthesilea nimmt sich gerade beim Dichter des Faust doppelt wunderlich aus.

Aber ganz unerklärlich wird uns Goethe, wenn er nicht sowohl über den Dichter als über den Menschen Kleist urteilt. Seit Anfang 1808 haben alle persönlichen und brieflichen Beziehungen zwischen den beiden aufgehört; im Jahre darauf nennt Goethe ihn in begreiflicher Erregung über seine scharfen Epigramme nervös oder vielleicht krankhaft und siebzehn Jahre später, lange Zeit nach dem Tode Kleists behauptet er, daß ihm seine pathologische Natur stets Schauder und Abscheu eingeflößt habe. Man mag Goethes Stellungnahme zu Kleist erklären wie man will — als instinktive Feindseligkeit des Genies gegen das Genie, die sich abstoßen wie zwei gleichnamige Pole; man mag in dem Unmaße des Ausdrucks, zu dem sich Goethe schließlich verstieg, das beunruhigte Gewissen und die Sucht dasselbe zu betäuben, sehen (Mauerhof) — uns genügt es, vor der Hand zu konstatieren, daß das Urteil des älteren über den jüngeren Dichter für die kritische Forschung vollkommen belanglos ist, weil er persönlich Kleist überhaupt nicht gekannt hat. Schauder und Abscheu mögen ihm wohl Kleists Werke eingeflößt haben, nicht aber der Mensch Kleist, mit dem wir es zu tun haben.

Leider hat fast die ganze Kleistforschung bis auf den heutigen Tag unter dem suggestiven Einflusse des vernichtenden Urteils gestanden, das Goethe mit der ganzen Wucht seines Ansehens den Werken Kleists auf den Weg

in die Öffentlichkeit mitgegeben hat. Roma locuta est; Kleist sei eine perverse Natur, ein krankhafter Mensch. Das wurde der Leitsatz für seine Biographen, die mit großem Behagen das „quod erat demonstrandum" unter ihre Arbeit setzten. Nie ist einem Menschen im Leben ärger mitgespielt, nie ein Genie nach dem Tode ärger mißhandelt worden!

Wir haben im vorhergehenden versucht, den Quellen nachzugehen, aus denen die Kleistforschung geschöpft hat und das Material kritisch zu sichten, das wir benutzen können bei unserem Versuch, das Kleistproblem zu lösen. Wir haben die Unzulänglichkeit desselben kennen gelernt. Das tatsächliche Material reicht bei weitem nicht aus, um den Lebensgang des Dichters zu schildern. Hingegen aber erscheint uns der Versuch nicht aussichtslos, aus einem vergleichsweisen Studium des spärlichen Materials, soweit es zuverlässig ist, der Briefe und übrigen Geistesprodukte, das Wesen und die Natur des Dichters psychologischen zu ergründen, und vor allem die Frage zu beantworten, ob wir es tatsächlich bei Kleist mit einer pathologisch perversen Natur zu tun haben. Diesem Versuch sind die folgenden Blätter gewidmet.

II.

Kleists Abstammung und Familie.

Heinrich von Kleist entstammt einer altadeligen Familie, die ihren Stammbaum bis in das 12. Jahrhundert zurückverfolgt[1]); er wurde als das fünfte unter den sieben Kindern seines Vaters in dessen zweiter Ehe mit Juliane v. Pannwitz geboren. Wir wissen von den Eltern, besonders was ihren Charakter, ihre Geistesrichtung, ihren Einfluß auf den ältesten Sohn anbelangt, so viel wie gar nichts. Der Vater hatte den umgekehrten Lebensweg hinter sich, den sein Sohn zurücklegen sollte. Um zu studieren, war er nach Frankfurt an die Universität

---

[1]) Gustav Kraatz, Geschichte des Geschlechts von Kleist. Berlin 1862—87.

Der Ursprung des Geschlechtes von Kleist:

Jaroslaus, Kämmerer Herzog Kasimirs I. 1173 (?)

Priscebur, Kämmerer Herzog Bogislaws II. und Barnims I. zu Stettin 1219—1240

I. Ehe: Jaroslaus in Stettin 1224—1235.
- Priscebur, Ritter u. Burgmann zu Röbel 1270—1307
- Johannes, Ritter u. Burgmann 1273—1277

II. Ehe: Pribislaus 1266—1270
- Priscebur, Vogt oder Burgmann zu Arnhausen 1287—1289
- Cleft de Densin, Vasal (ministerialis) des Pribislaw von Belgard? Besitzer v. Raddatz 1289, Stammvater des Geschlechts von Kleist.

II. Ehe: Dubislaus 1267—1286

gekommen, hatte sich aber bald der militärischen Karriere zugewendet; wir dürfen wohl annehmen, daß er mit Leib und Seele Soldat war.[1]) Von der Mutter scheint Kleist, aus einer Briefstelle an einen Freund zu schließen, die ganze Intensität und Weichheit des Gemütes geerbt zu haben. So erklärt sich wohl das eigentlümiche Gemisch von reichem Empfindungsleben mit streng militärischem Geiste im Charakter des Dichters.

Weit besser als über die Eltern des Dichters sind wir unterrichtet über seinen Großvater väterlicherseits. Er hieß Bernd Christian v. Kleist, Hauptmann auf Schmentzien, geb. 11. November 1690. Wir besitzen von ihm ein eigenartiges Schriftstück, welches betitelt ist: „Kurze und gründliche Nachricht von der Fundation und Erbauung der Kirche in Schmentzien nebst allen dabei vorgefallenen Schwierigkeiten." Er hat dieses Dokument in das Kirchenrechnungsbuch von Schmentzien eingetragen.

Da das Schriftstück in den Kleistbiographien noch nicht aufgenommen ist, so geben wir es im Anhang[2]) wieder, als ein psychologisch und biographisch interessantes Document. Es zerfällt in drei Abschnitte. Der erste ist eine Art Autobiographie. Wir erfahren, daß Kleist, jung verwaist, schon mit 15 Jahren an der Belagerung

[1]) Der Vater Heinrichs, Joachim Friedrich von Kleist, wurde geboren am 9. Oktober 1728. Er studierte in Frankfurt a. O., imtr. 18. November 1748, trat 1749 in das Inf.-Regim. Alt-Schwerin Nr. 24 ein; 20. Mai 1751 Fähnrich, 1. Juli 1756 Leutenant, wird bei Kunersdorf verwundet; 13. September 1759 Prem.-Lieut., 1. Januar 1762 Stabs-Kapitän, 12. Juni 1770 Kompagnie-Chef, 3. April 1780 Major; als solcher nimmt er seinen Abschied.

[2]) Vergl. Anhang I.

von Namur teilnimmt und dann in den Jahren 1701—13 ein bewegtes Kriegsleben in Deutschland, meistens aber in Italien führt. In die Heimat zurückgekehrt, erwirbt er allmälig das ganze Gut Schmentzien, verheiratet sich und giebt drei Söhnen und fünf Töchtern das Leben. Der jüngste der drei Söhne ist unseres Dichters Vater. Das Vermögen, welches der Großvater in angestrengter Arbeit erwirbt, war für damalige Zeiten ein bedeutendes. Das Gut Schmentzien allein wurde nach seinem Tode bei der Erbteilung auf 17,275 Rthlr. taxiert.

Aus Dankbarkeit, daß ihn Gott in allen Gefahren geschützt und seiner Hände Arbeit gesegnet, erbaut er unter großen Schwierigkeiten, welche der zweite Teil des Schriftstücks eingehend schildert, aus eigenen Mitteln das Gotteshaus in Schmentzien. Er schließt mit einer Apostrophe an seine Nachkommen, die er zur Gottesfurcht, Frömmigkeit und Dankbarkeit gegen den „Vater, der für sie väterlich gesorgt", ermahnt.

Das Schriftstück ist für die Kleistforschung deswegen so bemerkenswert, weil aus ihm nicht bloß die große Frömmigkeit und Gottergebenheit des Verfassers spricht, sondern auch eine seltene Thatkraft, Zähigkeit und Entschlossenheit in dem Streben nach einem bestimmten Ziele. Mancher Zug gemahnt an den großen Enkel und seine Schwester Ulrike. Die Energie, welche hier der Großvater für die Idee und Ausführung eines Gotteshauses aufwendet, finden wir beim Dichter wieder in dem Kampfe um die nationale Sache.

Der Vater Joachim Friedrich von Kleist, der 1788 an der Wassersucht starb, hatte zwei Brüder, von denen

der ältere, Alex. Georg Wilhelm, keine männliche Nachkommenschaft hinterließ, der jüngere, Franz Heinrich, zwei Söhne hatte, die beide kinderlos starben. Die Familie des Dichters blüht heute noch und zwar in den Nachkommen seines einzigen Bruders Leopold.

Die ärztliche Forschung, die darauf ausgeht, das Wesen und die Eigenart des Kindes aus den Besonderheiten der Vorfahren zu erklären, die nach krankhaften Erscheinungen und charakteristischen Merkmalen in der Ascendenz fahndet, findet nur allgemeine Anhaltspunkte, die sie in diesem Sinne verwerten kann. Die Familie hatte in allen Jahrhunderten der Armee tüchtige Soldaten und hervorragende Feldherren gestellt; der Erfinder der Kleistschen oder Leydener Flasche gehört ihr an; zwei Ahnen Kleists haben neben Kriegsruhm auch dichterische Lorbeeren erworben (Christ. Ewald von Kleist 1715—1759 und Franz Alex. v. Kleist 1769—1797), „alle Kleists Dichter" war der Wahlspruch der großen preußischen Adelsfamilie; soweit wir es verfolgen können, erreichten alle Familienglieder ein hohes Durchschnittsalter; und die Tatsache, daß heut noch das Geschlecht in direkter Linie fortbesteht, macht die gegenwärtig so beliebte Auffassung zu nichte, nach welcher das Genie eine degenerative Erscheinung ist, ein letztes Aufflackern, ein brillanter Knalleffekt, mit dem eine entartete Generationsreihe erlischt.

Sadger, der in letzterem Sinne durchaus bei Heinrich von Kleist ererbte degenerative Züge nachweisen will, sucht mangels positiver Anhaltspunkte die ererbte Belastung auf dem indirekten Wege der Schlußfolgerung nachzuweisen. Als Beweis dient ihm die drei Jahre ältere Stiefschwester des Dichters, welche die Belastung

väterlicherseits, sein Vetter v. Pannwitz, der die Belastung von seiten der mütterlichen Familie bezeugen soll.

Niemals ist eine für das Wohl ihres Bruders innigst besorgte und stets opferbereite Schwester von der Nachwelt und der literarischen Forschung undankbarer behandelt worden, als Kleists Lieblingsschwester Ulrike. Nach der Darstellung der Kleistbiographen erscheint sie unweiblich, allen frauenhaften Beschäftigungen und Neigungen abhold, extravagant, energisch, von fast männlicher Sicherheit, dabei ohne alle literarischen und künstlerischen Interessen. Kleist, der in unwandelbarer Liebe an seiner Schwester hing, der fast in allen seinen Briefen heiße Worte einer überströmenden Zärtlichkeit an sie richtet, doppelt bemerkenswert bei einer sonst so zurückhaltenden Natur, der noch in der Todesstunde ihr das Zeugnis ausstellt, daß sie an ihm getan, nicht was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um ihn zu retten, hat in einzelnen wenigen Bemerkungen das Material zu dem absprechenden Urteil über Ulrike geliefert. Auf der ersten Pariser Reise beklagt er sich, daß ihr lustiges, zu allem Abenteuerlichen aufgewecktes Wesen gegen sein Bedürfnis absticht und kurze Zeit später, daß sie in ihrer Seele wohl alles trägt, was achtungswürdig und bewunderungswert ist, daß sie vieles besitzen mag und vieles geben kann, daß es sich aber, wie Goethe sagt, nicht an ihrem Busen ruhen läßt. Nun beweisen diese Bemerkungen an sich nicht viel; sie sprechen dafür, daß Ulrike den ruhebedürftigen Bruder vergebens durch ihr heiteres Wesen abzulenken sich bemüht, und daß sie ihm die Braut, nach der er sich sehnt, nicht ersetzen kann. Aber es ist überhaupt unzutreffend, dem Urteil Kleists in diesem Lebens-

abschnitt einen Wert beizulegen, und, wie Brahm es tut, der Auffassung Kleists über seine Schwester die gleiche Bedeutung beizumessen, wie seinem Urteil über Brockes. Der Kleist in jenem Lebensabschnitt, der zwischen erster und letzter Pariser Reise liegt, befindet sich, wie wir zeigen werden, in einer Verfassung des Gemüts, die ihn nicht befähigt, in jedem Momente klar zu sehen und einen wirklich kompetenten Richter abzugeben. Der Kleist, welcher mit Brockes nach Würzburg reist, ist ein anderer als jener, der seine Schwester nach Paris begleitet.

Einen weiteren Anhaltspunkt für die Beurteilung Ulrikens hat die Tatsache ergeben, daß sie auf der Reise und hauptsächlich bei dem Aufenthalt in Paris sich in Männerkleidern bewegte. Wir sind heute geneigt, in der Vorliebe für männliche Kleidung perverse Neigungen zu suchen. Aber anders lag es am Ende des 18. und noch im Beginn des vorigen Jahrhunderts. Wir sehen fast alle interessanten Frauen in Wilhelm Meisters Lehrjahren, worauf schon Varnhagen hingewiesen, in Manneskleidern sich bewegen; wir wissen, daß es in Frankreich [1]) für Frauen gradezu zum guten Ton gehörte, in Männertracht auszugehen und daß diese Mode in

[1]) Die Königin Marie Antoinette machte große Promenaden in Männerkleidern und zeigte sich auch so auf dem Opernball; die Kaiserin Katharina erschien vor den Truppen im männlichen Kriegsrock. Bis in die ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts erhält sich diese Excentrizität in Berlin. Varnhagen berichtet von einer Freundin der Königin, die man oft in Männerkleidern reiten sah; ähnliches wird erzählt von der Gräfin Schlabrendorf, der berühmten Schauspielerin Karoline Bauer und anderen.

Deutschland, besonders in Berlin, nachgeahmt wurde; und wir dürfen vermuten, daß noch mehr Heldinnen, als historisch bekannt ist, während der deutschen Freiheitskriege ihr Geschlecht unter dem männlichen Waffenrocke verbargen. Ulrike tat also nicht mehr, als den Sitten, den Zuständen und der Denkart ihres Zeitalters entsprach, und auch dazu veranlaßte sie entschieden nicht ein innerer Trieb und die Abenteuerlust, sondern der äußere Zwang und die Notwendigkeit. Denn Kleist erzählt, daß sie die männliche Kleidung zuerst in Leipzig anlegte, daß dieses aber auf den ausdrücklichen Wunsch des Hofrats Plattner geschah, um Störungen während seiner öffentlichen Vorlesungen, der sie beiwohnte, zu vermeiden. — Schließlich hat man auch Ulrike einen Vorwurf gemacht aus ihrem Verhalten dem Bruder gegenüber kurz vor seinem Tode in Frankfurt. Wir werden später darauf zurückkommen und dort unsere Ansicht klarlegen, daß dem Streite der Geschwister andersartige Motive zu Grunde lagen, als man gewöhnlich annimmt.

Welches Bild bekommen wir von Ulrike aus den Briefen ihres Bruders? Sie bekundet ihren weiblichen Sinn dadurch, daß sie mitten in den rauschenden Vergnügungen der Stadt, für deren Freuden sie ein fühlbares Herz hat, ihrem Bruder Handarbeiten anfertigt, ihm eine wollene Weste strickt, seine Wäsche besorgt, Hemden, Chemisetts 2c. selbst verfertigt. Sie heiratet nicht trotz der Vorstellungen uud Vorwürfe des Bruders aus uns unbekannten Gründen; sie vertreibt ihre Zeit, indem sie auf den Landgütern der Nachbarschaft umherstreift und befriedigt ihren Wandertrieb, indem sie Flecken und Städte auf der Landkarte sucht und in Gedanken

die Welt bereist. Sie ist ihrem Bruder die treueste Beraterin und folgt zunächst jedem seiner Winke, sie begleitet ihn in bester Absicht auf seinen Reisen; auf die Nachricht von der Erkrankung des Bruders eilt sie sofort in die Schweiz (in damaliger Zeit für eine Dame allein gewiß eine beschwerliche Reise!) und bleibt an seiner Seite bis zur völligen Wiederherstellung; sie springt jederzeit dem Bruder in seinen Geldnöten bei und opfert ihm allmälig ihr ganzes Vermögen; den unklaren Zukunftsplänen des Bruders widersetzt sie sich, aber bei seinen ersten literarischen Leistungen stellt sie sich auf seine Seite und ist stolz auf seine Leistungen und auf seinen Ruhm. Man lese nur das einzige Dokument, das uns von ihr erhalten ist, den Brief an den General Clarke aus dem Jahre 1807, aus dem die ganze energische Sicherheit einer reifen Persönlichkeit spricht. Sie betont mit Stolz, daß der General, wenn er die öffentliche Meinung befrage, leicht erfahren könne, daß ihr Bruder nicht ohne Namen und Ruf in der literarischen Welt und daß er einigen Interesses wert sei und sie sagt, in einfachen Worten, daß sie, diesen Bruder verlierend, verliert, was sie am meisten auf der Welt liebt. Von ihren literarischen Neigungen wissen wir nur, daß sie Rousseau und Helvetius mit Vorliebe las; sie war musikalisch begabt wie ihr Bruder; sie hielt nichts von den „Zeremonien der Religion“ und haßte „die Vorschriften des konventionellen Wohlstandes“. Von ihr vorauszusetzen, daß sie einen beschränkten Horizont hatte, daß sie kein Verständnis besaß für den dichterischen Bruder, ist völlig unbegründet. Einer unbedeutenden Person hätte Kleist sicherlich nicht die Treue und Anhänglichkeit bewahrt bis an sein Ende.

hätte er nicht so in das Innerste seines Herzens blicken lassen — er, auf den sein eigenes Wort: „Der Mensch wirft Alles, was es sein nennt, in eine Pfütze, aber kein Gefühl", so paßte wie auf keinen anderen Menschen.

Für die große Hochschätzung, die Kleist seiner Schwester entgegenbrachte, nur wenige Belege:

„Verstanden wenigstens möchte ich gern zuweilen sein, wenn auch nicht aufgemuntert und gelobet; von einer Seele wenigstens möchte ich gern zuweilen verstanden werden, wenn auch alle andern mich verkennen. Wie man in einem heftigen Streite mit vielen Gegnern sich umsieht, ob nicht einer unter allen ist, der uns Beifall zulächelt, so suche ich zuweilen Dich; und wie man unter fremden Völkern freudig einem Landsmann entgegenfliegt, so werde ich Dir, mein liebes Ulrikchen, entgegenkommen."

„Wie lehrreich und bildend Dein Umgang mir ist, wie vielen wahren Vorteil Deine Freundschaft mir gewährt, das scheue ich mich nicht, Dir offenherzig mitzuteilen. — — — Du, mein liebes Ulrikchen, ersetzest mir die schwer zu ersetzende und wahrlich Dich ehrende Stelle meiner hochachtungswürdigen Freunde zu Potsdam. Ich scheue mich auch nicht, Dir zu gestehen, daß die Aussicht auf Deine Freundschaft, so sehr ich sonst andere Universitäten zu beziehen wünschte, mich dennoch, wenigstens zum Teil bestimmte, meinen Aufenthalt in Frankfurt zu wählen. — —"

„Du bist die Einzige, die mich hier ganz versteht. Durch unsere vertrauliche Unterredungen, durch unsere Zweifel und Prüfungen, durch unsere freundlichen und freundschaftlichen Zwiste, deren Gegenstand nur allein die Wahrheit ist, der wir beide aufrichtig entgegenstreben, und in welcher wir uns auch gewöhnlich beide vereinigen, durch alle diese Vorteile Deines Umganges scheidet sich das Falsche in meinen Grundsätzen und Entschlüssen immer mehr von dem Wahren, das sie enthalten, und reinigen sich folglich immer mehr, und knüpfen sich immer inniger an meine Seele, und wurzeln immer tiefer, und werden immer mehr und mehr mein Eigentum. Deine Mitwissenschaft

meiner ganzen Empfindungsweise, Deine Kenntnis meiner Natur schützt sie umsomehr vor ihrer Ausartung; denn ich fürchte nicht allein mir selbst, ich fürchte nun auch Dir zu mißfallen. Dein Beispiel schützt mich vor allen Einflüssen der Torheit und des Lasters, Deine Achtung sichert mir die meinige zu. — Doch genug. Du siehst, wie unaufhaltsam mir Dein Lob entfließt, mit wie vielem Vergnügen ich mich als Deinen Schuldner bekenne. Ich schätze Dich als das edelste der Mädchen und liebe Dich als die, welche mir jetzt am teuersten ist. Wärst Du ein Mann und nicht meine Schwester, ich würde stolz sein, das Schicksal meines ganzen Lebens an das Deinige zu knüpfen.

Durch solche und zahlreiche andere Briefstellen hat Kleist seiner Schwester das schönste Denkmal gesetzt.

Wir haben länger bei der Persönlichkeit von Kleists Lieblingsschwester verweilt und haben versucht, ihrem Charakter gerecht zu werden, weil man besondere Ähnlichkeiten zwischen ihr und ihrem Bruder auffinden wollte und deshalb wohl alles Absonderliche, Excentrische und Perverse in ihr suchte. Zeitgenössische Stimmen über sie haben wir nicht. Wenn sie Brentano gelegentlich Kleists „pyladischgesinnte kluge Schwester" nennt, so wird das wohl in dem Verhältnis der Energischen und Lebenserfahrenen zu dem in praktischen Fragen weltfremden Bruder begründet liegen.

Nach dem Tode Kleists lebte Ulrike vollständig zurückgezogen im Elternhause zu Frankfurt, der Erinnerung an ihren Bruder und der Erziehung junger Damen. Über die Schicksale ihres Bruders weigerte sie sich Auskunft zu geben, der Name Goethes durfte in ihrer Gegenwart nicht genannt werden; die Briefe ihres Bruders redigierte sie für die spätere Veröffentlichung. Sie starb im Alter von 75 Jahren. In den letzten Lebensjahren

umnachtete sich ihr Geist, wie Siegen[1]) berichtet, mehr und mehr, und die guten Frankfurter blickten wohl kaum noch hin, wenn die wunderliche alte Dame in ihrer Equipage durch die Straßen der Stadt fuhr. Es handelte sich zweifellos bei ihr um den im höheren Alter nicht seltenen Alters-Schwachsinn.

Von dem Vetter Kleists, v. Pannwitz, der freiwillig in den Tod ging, wissen wir, daß er frühzeitig einen schwerfälligen Verstand und eine trübe Melancholie offenbarte. Die Behauptung von einem zwischen den beiden Vettern gemeinsam und schriftlich verabredeten Selbstmord steht, wie wir oben gezeigt haben, auf sehr schwachen Füßen.

Der Altersschwachsinn der Schwester, die Melancholie eines Vetters lassen es Sadger im höchsten Grade wahrscheinlich, wenn auch nicht direkt nachweisbar erscheinen, daß Heinrich von Kleist von Vaters wie von Mutters Seite ein schwerer Hereditarier war, d. h. daß er familiär belastet und durch Geburt zu geistiger Erkrankung disponiert war. Wohin sollte es führen, wenn wir auf derartig kühne Prämissen psychiatrisch-medizinische Folgerungen ziehen wollten? Wird es irgend jemandem einfallen, Goethe als Hereditarier zu bezeichnen? Und doch würde hier der Wahrscheinlichkeitsbeweis viel leichter gelingen als bei Kleist. Goethes Vater weist vielfach krankhafte Züge auf; im Alter verfällt er rasch und wird schwachsinnig; die Schwester Cornelie und noch mehr des Dichters Sohn August sind vorwiegend pathologische

[1]) Karl Siegen, Heinrich von Kleist und seine Familie. Die Gegenwart 1882.

Naturen; die Familie Goethe ist mit dem Dichter ausgestorben.

Gehen wir vorurteilslos an eine Prüfung der hereditären Verhältnisse Kleists, so müssen wir mit Bedauern konstatieren, daß die umfangreiche, außerordentlich sorgsam geführte Familienchronik Derer von Kleist für ein solches Studium nur allgemeine Gesichtspunkte bietet. Aber gegen die Diagnose einer hereditären Belastung scheint uns doch, wie bereits oben hervorgehoben, schon die Tatsache zu sprechen, daß der Stamm Kleist nicht verdorrt ist, daß er in jahrhundertelanger Dauer köstliche Blüten getrieben, daß er nach einer höchsten Kraftentfaltung im Genie Heinrich von Kleists auch heute, nach mehr als hundert Jahren in unverminderter Kraft fortbesteht.

III.

Kleist als Kind, Soldat und Student.

Die Würzburger Reise.

(1777—1800.)

Aus Kleists Jugendjahren wissen wir sehr wenig. Er lebt bis zu seinem 11. Lebensjahre in den kleinen Verhältnissen des Vaterhauses und der Stadt und erweist sich beim ersten Unterricht, nach dem Zeugnisse seines Lehrers, als ein glänzend veranlagter, ausnehmend strebsamer Schüler, als ein leicht erregbarer, nicht zu dämpfender Feuergeist, als „der offenste, fleißigste und anspruchloseste Kopf von der Welt". Mit 11 Jahren kommt er nach Berlin zum Prediger Catel; dann fehlen alle weiteren Nachrichten, bis wir ihn 1792 im vornehmsten Regiment zu Potsdam als Fähnrich, später als Offizier wiederfinden.

Über den Bildungs- und Erziehungsgang des Knaben, diesen einflußreichsten und einschneidendsten Faktor für die künftige Sinnesart, die Charaktergestaltung und den Lebensgang ist uns nichts berichtet. Wenn wir aber bedenken, daß der Knabe früh dem Einflusse der Mutter entzogen wurde, daß er als Erstgeborener einer wenig

begüterten Familie vom ersten Tage ab zum Soldaten bestimmt war, wenn wir bedenken, daß der Vater in seiner Jugend sich den Wissenschaften abgewandt und die militärische Karrière ergriffen hatte, wenn wir dann weiter mit Staunen die gewissenhafte Ehrlichkeit und den frühreifen Ernst in dem Briefe an seinen Lehrer, den wohlerzogenen, moralisierend philiströsen, altklugen Ton in dem ersten Briefe an seine Schwester kennen lernen, dann müssen wir wohl annehmen, daß seine Erziehung von vornherein eine soldatisch strenge war, die aus dem jugendlichen Feuergeist sehr rasch einen logisch denkenden, philosophisch meditierenden Kopf machte, die aber die gemütliche Seite, die Individualität eines solchen Kindes, nicht berücksichtigte und sein reiches Phantasieleben wahrscheinlich künstlich zu unterdrücken suchte. Gewiß, für dieses ungemein sensible Kind, für die zarten, vielseitigen Anlagen seiner Künstlernatur die denkbar ungeeignetste Methode der Erziehung. Nur hieraus können wir uns die ganz exceptionelle Erscheinung erklären, daß die ungewöhnlich reiche Dichterphantasie sich bei dem Knaben und Jüngling gar nicht dokumentierte und sehr spät die ersten Knospen trieb. Der Knabe lernte frühzeitig seine inneren Empfindungen zurückzuhalten, das Heer von Gedanken und Fragen, sehnsüchtigen Wünschen und phantastischen Träumen, die sich nicht an das Licht wagen durften, in dem kleinen Dichterhirn verschließen. So tritt dem Knaben schon das Leben in trübsinniger Gestalt entgegen, er lernt die männliche Verschlossenheit und Reserve, den Hang zum Grübeln und Alleinsein, die Scheu und Furcht vor der Gesellschaft und der Öffentlichkeit, von der er sich nur schwer und spät erst freimachen konnte, und deren

Ursache wir ohne Zweifel in einer einseitigen und verkehrten Erziehung und Bildung suchen müssen.

Für das mitleidige, gutmütige Herz des Knaben spricht ein Vorfall, den in den siebziger Jahren der überlebende Neffe des Dichters berichtet. In einem mir vorliegenden ungedruckten Briefe schreibt er wörtlich: „Eines Tages kommt Heinrich zu meiner Mutter und bittet um Geld; sie gibt es ihm. Tags darauf dasselbe Anliegen. „Aber Heinrich, ich habe Dir doch erst gestern gegeben." „Ach, Minette, ich traf einen Freund, der es noch viel notwendiger brauchte wie ich, dem habe ich alles gegeben." — Und das hatte seine Richtigkeit. — Ich würde diesem verwandtschaftlichen Bericht eine Bedeutung nicht beilegen, aber ganz entsprechende zahlreiche Züge einer großen Herzensgüte finden sich in Kleists Briefen und auch die „Abendblätter" enthalten Beispiele hierfür.

Zur Zeit, in welcher Heinrich in Potsdam bei der Garde stand, diente daselbst ein naher Verwandter des Dichters, namens Friedrich Wilhelm Christian v. Kleist, der zu Stargard den 8. Februar 1764 geboren, also 13 Jahre älter war als der Dichter; er war bereits Premierlieutenant, als Heinrich nach Potsdam kam. Dieses Mitglied der Familie ist nach zweierlei Richtung für uns bemerkenswert. Erstens wegen seiner persönlichen Beziehungen zum Könige. Er wurde nämlich 1775—78 in Dessau mit dem damaligen Erbprinzen und dem jungen Grafen Waldersee erzogen und kam von da auf die Ritterakademie in Brandenburg (1778—1780). Auf die mütterliche Empfehlung ihres Sohnes antwortete der König unter dem 15. September 79 mit dem folgenden wohlwollenden Schreiben:

Madame, j'accepte avec plaisir votre fils, que vous m'offrez, pour être placé dans mon regiment. Soyez persuadée, que j'aurai soin de sa fortune, s'il se conduit, comme je l'espère, convenablement, et surtout vous appartenant de si près. Je suis, au reste, Madame, votre très affectioné ami!

Fr. Guillaume.

Der Sohn wurde bereits am 11. Oktober 1780 Fahnenjunker in Potsdam beim Infanterie-Reg. Prinz von Preußen Nr. 18, am 7. August 1781 Fähnrich, am 10. Februar 1786 Sekonde-Leutnant, am 31. Oktober 1790 Premierleutnant, am 20. Februar 1795 Stabskapitän, am 8. Oktober 1799 Kompagniechef und am 12. Oktober 1805 Major.

Die Persönlichkeit dieses Verwandten ist in zweiter Reihe bemerkenswert für uns, weil seine Frau die mit dem Geschick des Dichters so eng verknüpfte Maria v. Kleist war.

Ich glaube aus alledem folgern zu dürfen, daß Heinrich seine Stelle im vornehmsten Regiment dem Einfluß und der Vermittlung des beim Könige wohlaffektionierten Verwandten verdankt, und daß seine engen Beziehungen zu Maria v. Kleist, die bis an seinen Tod reichen, schon aus seiner Militärzeit datieren.[1])

Der militärische Beruf, für den nicht seine Anlagen oder seine Neigungen ausschlaggebend gewesen, konnte Kleist auf die Dauer nicht behagen. Er findet in seinem Stande etwas seinem ganzen Wesen durchaus Ungleichartiges; die Wunder militärischer Disziplin, diese Gegenstände des Erstaunens für den Kenner, sind ihm ebensoviele Gegenstände herzlichster Verachtung; er glaubt die Zeit unnütz totzuschlagen und nach langen inneren Kämpfen

[1]) Das Nähere hierüber vergl. unten S. 157 ff.

und allseitiger Überlegung, wie sie sich in dem Briefe an seinen Lehrer widerspiegelt, tritt er aus dem Regiment, in welchem er unmittelbar unter den Augen seines Königs gedient hatte. Gegen den Einspruch der Geschwister und Verwandten, trotz des Zuredens seiner Kameraden und Vorgesetzten, bei denen er sich großer Beliebtheit erfreute, trotz der Intervention des ihm persönlich gewogenen Königs, der ihm zunächst nur einen unbestimmten Urlaub gewähren wollte, bleibt er unerschütterlich bei seinem Entschluß und nimmt 1799 seinen Abschied, um, wie es im Revers vom 17. April heißt, seine „Studien zu vollenden“ und „nach Absolvierung seiner Studien Sr. Majestät dem Könige und dem Vaterlande im Zivilstande zu dienen“.

Es beginnt für Kleist eine Zeit angestrengtesten Studiums in Frankfurt, mit Heißhunger verschlingt er die ersehnte Geistesnahrung; ganz im Geiste seiner Zeit, als ein wahrer Bürger des „ästhetischen Staates“ studiert er die Wissenschaften, um das Menschheitsideal möglichst vollkommen in sich zu entwickeln, ohne einen bestimmten praktischen Zweck und ohne an einen bestimmten Beruf zu denken. Er studiert mit großem Eifer, und noch in späteren Jahren führte er seine Nervosität auf die Überanstrengung während der Frankfurter Universitätszeit zurück. Auffallenderweise hat man ziemlich allgemein seine Universitätsstudien mehr als dilettantische Liebhaberei eines Autodidakten aufgefaßt. Und doch berichtet der einzige Zeitgenosse, Dahlmann, darüber ausdrücklich: „Kleist hatte ernste, nicht bloß dilettantische Universitätsstudien gemacht, das habe ich aus seinen Kollegienheften gesehen.“

Kleist war nicht unvorbereitet zur Hochschule gekommen. Wir wissen, daß er schon in Potsdam mehr Student als Offizier war, und daß er daselbst unter Anleitung eines Schulmannes Mathematik und Philosophie „als die beiden Grundfesten unseres Wissens" und daneben die griechische und lateinische Sprache studierte. Eigentümlich berührt es, daß trotz der großen Wichtigkeit, die in jener Zeit dem Studium der Alten beigemessen wurde, trotz der häufigen antikisierenden Wortwendungen bei Kleist und trotz seines oft streng taciteischen Stils, ihm jede Kenntnis der alten Schriftsteller resp. die Fähigkeit, dieselben im Original zu lesen, abgesprochen wird. Ob es sich um die Ilias und Odyssee handelt, ob ihm Motive aus Livius nachgewiesen werden, ob Euripides als Quelle herangezogen wird — kein Literaturhistoriker unterläßt es, ihm die Kenntnis des Originals abzusprechen. Und doch beweist die folgende Stelle aus einem Briefe an Wilhelmine (Würzburg, den 13. September 1800) zweifellos, daß Kleist das Lateinische geläufig war:

„Dagegen kam uns munter und lustig ein überstudierter Professor entgegen und fing an, uns auf lateinisch zu haranguieren, er fragte so schnell und flüchtig und sprach dabei ein so richtiges, zusammenhängendes Latein, daß wir im Ernste verlegen wurden, wie vor einem gescheuten Manne."

Von neueren Sprachen brauchte Kleist das Französische fast geläufiger als das Deutsche, ebenso beherrschte er die englische Sprache, wie seine Übersetzungen in den Abendblättern beweisen; die Kenntnis der italienischen und spanischen Sprache dürfen wir voraussetzen.[1])

---

[1]) Wenn, wie wir annehmen können, Kleist von Struensee für den höheren Staatsdienst in Aussicht genommen war, so war Sprachkenntnis hierzu erstes und wichtigstes Erfordernis. Kleists

Die eigentlichen Studien, denen Kleist oblag, waren Mathematik und Physik, darauf weisen zahlreiche Bemerkungen Kleists und das ersehe ich vor allem aus noch ungedruckten Briefen. Es ist irrig, wenn man philosophischen Betrachtungen in seinen Briefen entnimmt, daß philosophische Systeme ihn vornehmlich beschäftigten. Die realen Wissenschaften bildeten den Grundstock seiner Ausbildung. Daraus erklärt sich, daß Kleist sich späterhin niemals wie seine Freunde in mystisch-phantastischen Betrachtungen verlor, und daß bei ihm stets das reale Natürlichkeits-Bedürfnis vorherrschend bleibt.

Kleists liebebedürftiges Herz, das bereits in Potsdam ein Bündnis geknüpft hatte, führte gar bald ein neues Verlöbnis des Studenten mit Wilhelmine von Zenge herbei; sein natürliches Empfinden kannte keinen höheren Wunsch und keinen schöneren Gedanken, als im Besitz eines geliebten und liebenswerten Weibes ein bescheidenes, beglücktes Dasein zu führen. Daß es sich in dem Verhältnisse des Dichters zu Wilhelmine um eine wirkliche Herzensneigung handelte, kann wohl entgegen der Ansicht Treitschkes[1]) und anderer, seitdem wir Einsicht

---

Begleiter auf der Würzburger Reise, v. Brockes, besaß, wie aus seinem Tagebuch hervorgeht, ausgedehnte literarische und sprachliche Kenntnisse. Da Kleist sich während der zweiten Schweizer Reise in Italien aufhielt, wird ihm voraussichtlich die italienische Sprache vertraut gewesen sein. — Den Stoff der Familie Ghonorez wird Kleist wohl dem Spanischen entnommen haben. Im Nachlasse Ch. Dahlmanns fand sich eine ihm aus Prag zugesandte Übersetzung aus dem Spanischen, die, wie Dahlmanns Sohn bemerkt, aller Wahrscheinlichkeit nach von Kleist stammt.

[1]) H. v. Treitschke, Heinrich v. Kleist, Preuß. Jahrbücher 1858 und Historische und politische Aufsätze, Leipzig 1872.

fast in den ganzen Briefwechsel besitzen, kaum noch bezweifelt werden; und auch diese Briefsammlung gibt ja noch nicht ein volles Bild der Leidenschaft und Zuneigung des Dichters, denn wie die spätere Frau Professor Krug bekennt, war sie so töricht, viele von seinen Briefen zu verbrennen, „weil sie alle in der höchsten Leidenschaft geschrieben“; nur durch Intervention der Schwester wurde der Rest gerettet. Die Verlobung hatte zunächst die wohltätige Folge, daß sie den, einem ästhetischen Ideale in Schillers Sinne nachstrebenden Studenten dem realen Leben zurückgab, daß er sich eine gesicherte Existenz suchte und im Sommer 1800 nach Berlin ging, um eine ihm angemessene Stellung im Staatsdienste zu erlangen; er tritt als Volontär bei dem Minister von Struensee ein, dem Chef des Accise- und Zolldepartements.

Seine Stellung sollte nicht von langer Dauer sein; nach einem kurzen Aufenthalt in Frankfurt reist er mit plötzlichem Entschluß und ohne den Zweck seiner Reise irgend jemandem mitzuteilen, in Begleitung seines Freundes v. Brockes nach Würzburg. Über diese langumstrittene Reise, über deren Zweck und Bedeutung die verschiedensten Ansichten geltend gemacht worden sind, sind unabhängig von einander zwei Erklärungen abgegeben worden, die für uns allein nur in Betracht kommen können.

Walter Bormann[1]) hat in einem Aufsatz: „Neues über Heinrich von Kleist“, kurz nach der Herausgabe von Kleists Briefen an seine Braut diese, soweit sie die Würz-

[1]) Walter Bormann, Neueres über Heinrich von Kleist. Unsere Zeit 86, I.

burger Reise betreffen, dahin erklärt, daß ein körperliches Leiden die Reise veranlaßt habe, daß Kleist an dem Sitze einer berühmten medizinischen Fakultät Heilung gesucht und sich dort einer Operation unterzogen habe. Er will nicht tiefer in das Geheimnis eindringen und schließt mit den Worten: „Gleich dem rücksichtsvollen Brockes gebieten wir uns hier ein Halt und leisten nicht einer dreisten Neugier den Namen Wissenschaft." Die medizinische Betrachtungsweise kann vor dem gleichen Bedenken nicht zurückschrecken; gegenüber dem Vorwurf einer indiskreten Genitalforschung und ähnlichem kann sie sich auf ihr gutes Recht berufen vor allem in dem vorliegenden Falle, wo nur die unverschleierte Wahrheit die volle Persönlichkeit zur Geltung bringen und die zahlreichen entstellenden Charakterzüge aus der Welt schaffen kann.

Max Morris [1]) hat wie Bormann die Reise dahin erklärt, daß sie zum Zwecke ärztlicher Behandlung unternommen war, aber er weicht darin von Bormann ab, daß nach ihm nicht ein wirkliches organisches Leiden, sondern jener Zustand vorlag, den wir als psychische Impotenz bezeichnen. Die Arbeit von Morris hat sicher das Verdienst, daß sie ein neues schwerwiegendes Moment, das bei der Reise mitspielte, in den Kreis der Betrachtung zieht, aber nach jeder Richtung befriedigend ist seine Auffassung und Erklärung nicht, und wenn er am Schlusse seiner Studie schreibt: „Die Würzburger Reise wird hier des bisherigen Scheines einer törichten, unverständlichen Schrulle entkleidet und eine Menge rätselhafter Briefe werden bis in ihre letzten Winkel durchsichtig", — so

1) Max Morris l. c.

kann ich dem in vollem Umfange nicht beistimmen. Denn es bleibt auch bei seiner Erklärung manches unaufgeklärt und im Dunkel.

Zunächst sind es Zweifel allgemeiner Natur, die sich bei seiner Darstellung aufdrängen. Der Bräutigam, welcher den Arzt in der angegebenen Richtung vor der Hochzeit um Rat frägt, ist eine häufige Erscheinung in der ärztlichen Sprechstunde. Aber ein junger Mann von 24 Jahren, der von den gleichen Beängstigungen gequält wird, dessen Schuldbewußtsein ihn treibt, nicht den nächstbesten Arzt aufzusuchen, sondern unter den schwierigsten Umständen, unter großen Geldopfern und in beschwerlicher langer Reise sich Rat zu holen, erregt Kopfschütteln. Und an Ort und Stelle eine langwierige Behandlung von mehreren Wochen, bei einer psychischen Affektion, wo besonders einem so jungen Menschen gegenüber erfahrungsgemäß die einfache Wortsuggestion und Mahnung einer Autorität einen guten und dauernden Erfolg hat! Und diese Behandlung nicht in der Sprechstunde des Arztes, sondern in der Wohnung des Patienten! Das sind viele Unwahrscheinlichkeiten. Schwieriger noch für das Fassungsvermögen ist die Tatsache, daß der Patient nach der Kur sich seiner Braut und Schwester entdeckt und ihre Verzeihung nachsucht. Das wäre eine Selbstverleugnung und ein Heroismus, der ohne Beispiel dastände, und der sich nicht aus der besonderen Eigenart des Patienten erklären ließe, da er ja sein Geständnis dem Freunde gegenüber, — das können wir aus dessen Antwort schließen — nur schriftlich abzulegen den Mut hatte.

Zu diesen Bedenken allgemeiner Natur, die sich gegen die Erklärung von Morris erheben, kommen noch einige

Tatsachen, die sich mit derselben nicht in Einklang bringen lassen. Ich sehe davon ab zu zitieren und verweise nur auf die leicht zugänglichen Braut- und Schwesternbriefe.

Es ist zunächst nicht richtig, daß in Kleist plötzlich die Idee einer Reise aufstieg. Kleist hatte die Reise schon vor langer Hand geplant und ebenso Brockes; der bewußte Brief der Braut veranlaßte ihn nur zu einer ganz plötzlichen Beschleunigung der Abreise.

Die ärztliche Behandlung war nicht alleiniger Zweck der Reise. Kleist gibt mehrere Gründe für die Reise an, aber er gesteht ein, daß das nur beiläufige Dinge waren (für ihn persönlich beiläufige Dinge!). Er vereinigt sich mit Brockes, der mit ihm „denselben Zweck" verfolgt. Sie haben in Leipzig Geschäfte, die ihre Zeit so sehr in Anspruch nehmen, daß sie nur gelegentlich „ein Stündchen Ruhe" erübrigen. Kleist verschiebt seine Abreise nach voller Genesung um acht Tage und mehr bis zu der Zeit, die ihm „etwas Nochzuerwartendes" überbringt. Auf dem Wege zu seinem Ziele haben ihm das Schicksal oder die Menschen (!) Schwierigkeiten in den Weg gelegt, Schwierigkeiten, die ihm in Berlin und in Dresden, in Bayreuth und in Würzburg begegneten. Die rein ärztlichen Absichten Kleists sind aber, soweit er sie klarlegte, von Menschen nur gefördert worden; es kann sich also diese, wie die voraufgehenden Bemerkungen nur auf einen anderen, für Kleist selbst freilich weniger wichtigen Zweck der Reise beziehen.

Nach alledem also hatte die Reise einen für Kleist und Brockes gleichbedeutenden Zweck, der jedenfalls mit ihrem Berufe und mit Aufträgen von Struensee zusammenhing, und mit diesem Zweck verband sich die Absicht,

an einer der wohlrenommierten Universitäten eine ärztliche Autorität zu befragen.

Welcher Art war nun das Leiden, das vor der Heirat eine ärztliche Behandlung erforderlich machte? Nach Morris handelte es sich um die wohlbekannte und überaus häufige psychische, d. h. nur in der Vorstellung existierende Impotenz, die bei nervösen, grüblerischen Jünglingen durch übertriebene Vorstellungen von den Folgen jugendlicher Fehler zu stande kommt. Zugegeben sei, daß Vorstellungen der erwähnten Art Kleist ängstigten und ihn zum Handeln trieben — dafür sprechen einzelne Briefstellen, vor allem die Schilderung aus der Würzburger Klinik und der mit „mein lieber Heinrich“ überschriebene Aufsatz in Brockes Tagebuch — aber dadurch allein werden die rätselhaften Briefe nicht, wie Morris es will, „bis in ihre letzten Winkel durchsichtig“.

Zunächst erscheint der Versuch Morris', Aufschlüsse über die Behandlung des Kranken zu geben, sehr verunglückt. Die Tatsache, daß Kleist während der Nacht regelmäßig Licht brannte, beweist wenig; daß der Arzt seinen Kranken, bei dem es doch, dem angenommenen Leiden entsprechend, hauptsächlich auf eine Kräftigung des Nervensystems ankommen mußte, bis 12 Uhr nachts arbeiten ließ, spricht wenig für eine rationelle diätetisch-psychische Behandlung. Hingegen aber berechtigt wohl die Äußerung über die jesuitischen Jalousien in Würzburg zur Annahme einer lokalen Behandlung. Dazu kommen eine Anzahl Äußerungen in den Briefen, die sich mit dem angenommenen Krankheitsbild nicht in Einklang setzen lassen: Für das Glück seiner Braut bringt Kleist nicht bloß materielle Opfer, sondern er setzt für dasselbe, wie

er ausdrücklich schreibt, sein Leben auf das Spiel. Seiner Schwester berichtet er, daß es sich bei der Reise um die Rettung eines Menschenlebens handle, offenbar mit Bezug auf sein eigenes Leben; und er spricht zu ihr von einem Tage, welcher dem wichtigsten seines Lebens voranging, als er, in Würzburg spazieren gehend, darüber sann, daß er vielleicht von allem scheiden müßte, von allem, was ihm teuer war. Derartige Äußerungen etwa als dichterische Übertreibungen zu ignorieren, haben wir kein Recht, da wir Kleist bisher als ernsten, kühl denkenden Menschen kennen, dessen Äußerungen wir wörtlich nehmen müssen. Aller Zweifel aber wird behoben durch die folgende durchsichtige Briefstelle, die wir wörtlich wiedergeben (an Ulrike, Berlin, den 27. Oktober 1800):

„Diese Summe zurückzuzahlen, wird mich nie reuen, ich achte mein ganzes Vermögen nicht um das, was ich mir auf dieser Reise erworben habe. Also deswegen sei unbesorgt. Antworte mir bald hierauf. Wenn mir diese kleine Unbequemlichkeit abgenommen wird, so wird es mir Mühe kosten zu erdenken, was mir wohl auf der ganzen Erde zu meiner Zufriedenheit fehlen könne. Das wird mir wohltun nach einem Leiden von 24 Jahren."

Hier sagt doch Kleist klar und deutlich und ohne alle Winkelzüge, daß er sich zum erstenmale glücklich fühle, weil er von einem Leiden von 24 Jahren, d. h. von einem angeborenen Leiden befreit worden sei; wir fühlen mit dem „seelenheiteren" Kleist, dem, von einer drückenden Sorge befreit, das wohlbehütete Geheimnis entschlüpft.

Nach allem, was wir erfahren haben, muß also der Würzburger Reise ein allgemeiner, schwer definierbarer, beiden Reisenden gemeinsamer Zweck zu Grunde gelegen

haben; dazu kam ein therapeutischer Zweck, bei welchem Kleist Abhilfe gegen ein angeborenes, streng verheimlichtes Leiden suchte und damit stehen in Verbindung gewisse Selbstanklagen und psychische Aufregungszustände. Den ganzen Vorgang müssen wir uns darnach in der folgenden Weise zurechtlegen.

Kleist hatte schon seit längerer Zeit eine Reise projektiert; schon im Anfange des Jahres 1800 spricht er davon im ersten Briefe an Wilhelmine; auch Brockes beabsichtigte im Herbst 1800 zu reisen; wahrscheinlich hatten beide die Reise bei ihrer ersten Bekanntschaft auf Rügen bereits verabredet. Die Annahme liegt nahe, daß es sich dabei um eine Ausbildung für ihre künftige Laufbahn handelte und gleichzeitig auch um wichtige Aufträge von Struensee. Der bewußte Aufsatz Wilhelmines über das Glück einer künftigen Ehe drängt Kleist zur Beschleunigung der Abreise. Er hat lange schon eine ihn befremdende Störung[1]) beobachtet und trug sich schon

[1]) Wenn das vorliegende Leiden durchaus einen Namen haben soll, so werden wir nach allem nicht an der Diagnose Morris, „Impotentia psychica", festhalten können, sondern wir müssen eine derjenigen angeborenen Störungen annehmen, die wir zusammenfassen unter dem Begriff: „Impotentia coeundi e defectu seu deformatione". Über die besondere Art der vorliegenden Störung läßt sich nichts sagen, jedenfalls aber handelte es sich nur um eine geringfügige anatomische Veränderung. — Dafür spricht schon der radikale Erfolg und die verhältnismäßig kurze Kurdauer. Schon eine geringfügige anatomische Veränderung kann sich sehr störend, beängstigend und auch schmerzhaft bemerkbar machen, und die Freude über den günstigen Ausgang ist ein Maßstab dafür, wie deprimierend das Leiden auf den Bräutigam einwirkte. Einige geheimnisvolle Andeutungen,



seit längerer Zeit damit herum, dagegen etwas zu tun. Bei den Eröffnungen seiner Braut, die ihm seine ehelichen Pflichten nahelegen, kommt er zu einem raschen Entschluß und entwirft selbst einen Plan, zu dessen Ausführung er sich zu schwach fühlt. Deshalb eröffnet er sich dem älteren und erfahreneren Freunde. Diese Eröffnung wird zweifellos die Form einer Beichte getragen haben; denn junge Leute pflegen alles, was ihnen in dem angedeuteten Sinne auffällt, als Selbstverschuldung anzusehen, und in ihrem geängstigten Gemüte verdichten sich dann die Vorstellungen zu Sünden, die sie gar nicht begangen haben, zu Selbstvorwürfen und Selbstanklagen. Daher die eigenen Beschuldigungen gegenüber seiner Braut, daher der moralisierende Brief des Freundes. Beide Freunde machen sich dann in der bekannten Weise auf den Weg, arbeiten für sich resp. Struensee, und Kleist unterwirft sich schließlich in Würzburg einer Kur, die jedenfalls in einem chirurgischen lokalen Eingriff bestanden hat.

Das ist unsere Auffassung von dem Zweck und dem Charakter der Reise, eine Auffassung, die alle geheimnisvollen Briefstellen aufklärt und vor allem auch Kleist von allen Vorwürfen entlastet. Damit schwindet auch, was für unsere Betrachtung am wichtigsten ist, der Verdacht, daß Kleist ein Neuropsychopath gewesen ist. Denn, wenn Morris auch darüber hinweggeht, so muß doch jeder Arzt die Schlußfolgerung ziehen, daß die übermäßige Ausschweifung, die weitgehende Beängstigung

---

namentlich bei älteren Autoren (Bülow), scheinen darauf hinzudeuten, daß trotz aller Vorsicht Kleists doch manches über sein angeborenes Leiden in die Öffentlichkeit gelangte.

und vor allem die langwierige Kur auf eine schwere nervöse Belastung hinweisen.

Man könnte gegen meine Erklärung den Einwand erheben, warum nicht Kleist, ohne irgend etwas von einem persönlichen Zweck zu erwähnen, einfach seine schon lange projektierte Reise unternahm und dabei nebenher Heilung suchte. Erklärungen lassen sich viele heranholen: Kleist brauchte die Mitwisserschaft von Schwester und Braut, um alle verräterischen Spuren aus der Welt zu schaffen, er brauchte Geld, um die für ihn kostspielige Kur zu bestreiten; vor allem aber scheint der Auftrag Struensees absolute Verschwiegenheit erfordert zu haben, denn Kleist schreibt ausdrücklich seiner Schwester, daß die Mitwisserschaft eines Dritten unmöglich war, und daß es nicht in seiner Willkür stand, über das Geheimnis zu schalten.

Über die Persönlichkeit von Kleists Begleiter auf seiner Würzburger Reise, dem er selbst in einem seiner Brautbriefe das schönste Denkmal gesetzt hat, war bisher nichts bekannt. Einzelne Daten über seine Lebensschicksale habe ich allmälig gesammelt und stelle sie in einem Anhang No. 4 zusammen. Zolling spricht von einem Tagebuch von v. Brockes, das ihm vorgelegen hat, und von Briefen. In letztern hätte er nichts besonderes für Kleist bemerkenswertes gefunden, in dem sog. Tagebuch einen langen Aufsatz mit der Anrede „Mein lieber Heinrich“. Aber er wagt es nicht, „diesen moralisierenden Brief an einen Freund, der ihm frühere Ausschweifungen gebeichtet, auf die bloße Anrede hin auf Kleist zu beziehen, der schon genug des Jammers zu tragen hat“. Uns, denen die Würzburger Reise in einem anderen Lichte erscheint,

mußte natürlich ein Einblick in das Antwortschreiben des Freundes von besonderer Bedeutung sein. Meine Nachforschungen nach dem Buche stießen auf große Schwierigkeiten, da es sich weder in dem Nachlaß Zollings noch in dem der Großnichte von v. Brockes, die es Zolling ursprünglich geschickt hatte, vorfand. Indes waren meine Bemühungen schließlich doch von Erfolg gekrönt, und ich habe in das Buch und in das Schreiben Einsicht nehmen können.

Meine Hoffnung, ein eigentliches Tagebuch des auf die Entwicklung Kleists zweifellos sehr einflußreichen Freundes in Händen zu haben, hat sich nicht erfüllt. Ein Tagebuch, d. h. eine chronikalische Folge, eine Kette oder auch ein Mosaik selbständiger Betrachtungen mit intimen und gesellschaftlichen Schilderungen ist diese Sammlung von Excerpten, Entwürfen und Vormerkungen entgegen der Angabe Zollings nicht. Den Briefentwurf, der sich in dieser Sammlung findet, glaube ich mit aller Bestimmtheit trotz der für damalige Zeiten und für den Adel ungewöhnlichen Anrede („mein lieber Heinrich" statt „mein lieber Kleist") auf den Dichter beziehen zu müssen. Er bestätigt die Annahme über den Inhalt des an Brockes gerichteten Kleistbriefes und ist für die psychische Verfassung Kleists ein zweifellos sehr interessantes Dokument. Das rechtfertigt es wohl, wenn wir den Inhalt des Aufsatzes hierhersetzen:

Dein Brief, mein bester Heinrich, hat mich bis zu Tränen gerührt und die Geständnisse, die er enthält, anstatt meine Zärtlichkeit für Dich zu schwächen, wie Du befürchtet hast, haben sie im Gegenteil, was ich vorher nicht möglich gehalten hätte, um ein großes erhöht. Nie war ich imstande, so ganz die unverdorbene Empfindung Deines Herzens in all seinen Trieben zu durchschauen, als seit Du mich selbst durch die Ge-

schichte Deiner ersten Jünglingsjahre damit bekannt gemacht hast. Oft sah ich Dir's an, daß es Dich Mühe kostete, nicht durchaus offen gegen mich zu sein, daß Deine Zurückhaltung nicht Mißtrauen in mich zur Ursache hatte, sondern mehr in einer zu vorteilhaften Meinung von mir und in Umständen gegründet sein müßte, die mir unbekannt waren. Jetzt, da Du mich Deines Vertrauens gewürdigt hast, darf ich Dir wohl sagen, daß ich's ahndete, was in Deiner Seele vorging, und was Deine Schwermut veranlaßte, die gleich anfangs mich mehr zu Dir hinzog, als jede andere Deiner schätzbaren Eigenschaften, die freilich nicht alle bei der ersten Bekanntschaft sichtbar sind, sondern bei ihrer allmählichen Entwicklung meine Empfindung für Dich zu meiner großen Freude so sehr rechtfertigten und noch immer täglich erhöhen. Aufmerksamkeit auf mich selbst und auf andere haben früher schon mich Nachsicht gelehrt, denn Vollkommenheit ist nicht das Attribut der schwachen menschlichen Natur. Du hast also von mir, der ich selbst so sehr wie irgend einer diese Schwachheit an mir erfahre, gewiß kein hartes Urteil zu befürchten. Stand es nicht bei Dir, mir die Verirrungen Deiner Jugend zu verschweigen? Mich in der Meinung zu erhalten, daß Du von dieser Dir nichts vorzuwerfen habest? Aber die natürliche Wahrheit Deines Charakters ließ das nicht zu, Du wolltest Dich nicht besser zeigen als Du warst, und deshalb sollte ich Dich weniger lieben? Nein, mein innigstgeliebter Freund, Deine Aufrichtigkeit hat die geheimen Bande, welche uns vereinigen, nur fester und unauflöslicher zusammengezogen; das einzige, was hier und da unseren Umgang und unsere Unterhaltung nicht ganz so offen und zwanglos machte als ich fühlte, daß es einst werden könne und müsse, ist jetzt aus dem Wege geräumt, und einer liest jetzt in des anderen Seele wie in der seinigen. Wir dürfen jetzt keinen Gedanken, keine Empfindung mehr voreinander verheimlichen; nun erst sind unsere Herzen eins und werden es bleiben auf ewig.

Aber warum willst Du immer noch fortfahren, um vergangener Dinge willen, die nicht mehr zu ändern sind, Dir die gegenwärtige Zeit bitter zu machen? Ist es durch untätigen

Schmerz und durch Verseufzen der Tage in fruchtloser Reue, daß man geschehene Verirrungen wieder gut macht? Oder ist es nicht vielmehr jetzt Deine Pflicht, vorwärts anstatt rückwärts zu sehen; die gemachten, freilich traurigen Erfahrungen für die Zukunft zu nutzen und gleich der Biene auch aus giftigen Blumen Honig zu saugen? Laß uns die Sache aus einem anderen Gesichtspunkte betrachten, und Du wirst finden, teils, daß Du nicht ganz ohne Entschuldigung bist, und teils, daß Du in Deiner gegenwärtigen Lage anderen nützlicher sein kannst, als Du vielleicht hättest werden können, wenn Du in dieser Rücksicht ganz tadellos geblieben wärest.

Es war wohl gewiß nicht Deine Schuld, daß man entweder zu sorglos in der Wahl Deines Umgangs, oder nicht bemüht genug war, den schädlichen Wirkungen desselben, die man als sehr wahrscheinlich hätte voraussehen müssen, vorzubeugen und sie zu entkräften. Du hast es an Dir selbst erfahren, wie mannichfaltig die Sophistereien sind, wodurch die aufgeregte Sinnlichkeit der Jugend ihre Befriedigung mit der Vermeidung der gefährlichen Folgen derselben zu vereinigen hofft, und wenn sie nicht hinreichend über alles was dahin gehört, unterrichtet wird, fast immer ein Opfer ihres Irrtums und der Verführung sein muß. Nimm ferner, Deine besondere Lage, die so wenig Hoffnung Dir gab, rechtmäßigerweise eine so mächtige Neigung wie diese zu befriedigen und schon an dieser Hoffnung einen nicht unbedeutenden Widerstand verlor; Deine äußeren Vorzüge, welche die Verführung reizen mußten, wie Du so oft es erfuhrst; Dein Temperament, die Weichheit und Zärtlichkeit Deines Herzens, das so lange Dich in dem Irrtum ließ, als wenn es nur rechtmäßige Wünsche nährte und dann plötzlich, zu spät, es inne ward, daß es sich selbst betrogen hatte. Sollte es viele geben, die unter gleichen Umständen stärker sein können, als Du es warst?

Trage nun mit ruhiger Ergebung und ohne Klage die freilich oft drückenden Folgen Deiner ehemaligen Handlungen und sei gewiß überzeugt, daß Dein wahres Glück durch sie nicht gestört, sondern vielmehr gewiß befördert werde. Du sagst, wie sehr es Dich doch kränken müsse, anderen, die ohne

eigenes Verdienst der Verführung entgangen sind, in der Fülle der Gesundheit und des eigenen Friedens ihre Jahre genießen zu sehen, die Dir durch ihr Glück wie auch ihren verachtenden Blick Hohn zu sprechen scheinen, indes Dir auf jedem Schritte Demütigung begegnet und jede auch erlaubte Freude vergällt wird. Dies scheint freilich ein wichtiger Einwurf zu sein, aber wer bürgt Dir dafür, daß jene wirklich glücklicher sind als Du? Ununterbrochenes Wohl macht, daß der es besitzt, seinen Wert vergißt und nicht mehr so lebhaft empfindet als derjenige, den nachlassender Schmerz es aufs neue fühlen läßt, was es heißt, aus freier Brust wieder zu atmen. Physischer und moralischer Schmerz führt zur Überlegung, entfernt vom bloß sinnlichen Genuß und macht oft den Leidenden zum Weisen und diesen zum Wohltäter seiner Brüder. Siehe umher: was beschäftigt die Glücklichen, die von keinem Übel wissen, denen Kummer und Schmerz fremd sind? Freude der Sinne allein ist es, was sie in Tätigkeit setzt und ihre Tage bezeichnet, nur wenige unter ihnen machen hier Ausnahmen. Und diese sinnlichen Freuden sind es doch wohl nicht, um derentwillen Du sie beneidest? Freue Dich vielmehr im Stillen, daß seit Jahren schon Dein Schicksal Dich wider Deine Wünsche davon zurückhielt, an allen diesen Freuden teilzunehmen, daß es Dich nötigte, in Dich selbst Dich zurückzuziehen und mehr Geist und Herz als die Sinne zu nähren. Wärst Du schön und liebenswürdig geblieben, wer weiß, wohin Dich das geführt haben würde? Und blühte ungeachtet alles dessen, was Dir trauriges widerfuhr, nicht noch manche Freude auf Deinem Wege auf, würden nicht noch mehr Dir geblüht haben, wenn Du verstanden hättest, sie aufzusuchen? Noch immer hat der Beifall der Welt zu viel Wert in Deinen Augen, da doch Deine Erfahrung Dir sagen sollte, wie wenig Wahrheit übrig bleibt, wenn man ihn näher betrachtet. Unabhängig von ihrem so selten gerechten Urteil, sei Dein eigenes Bewußtsein der oberste und erste Richter Deiner Gedanken wie Deiner Handlungen. Von diesen gebilligt, sind sie des Beifalls der wenigen Edlen wert und gewiß, was kümmert Dich dann das Geschrei der kurzsichtigen Menge. Wenn sie

Dir auch wegen des Mangels äußerer Vorzüge verächtlich den Rücken wendet, so müßte deshalb Dein Blut um nichts schneller zum Herzen dringen, noch Deine Wange höher sich färben. Die Armen, sie verdienen Mitleiden, daß sie über die Schale des Kerns vergessen; wahrlich, sie sind nicht glücklicher als der einsame Weise es ist, der sich ihren durch immer fortgesetzte Wiederholung ekelhaft werdenden Freuden entzieht, um sich selbst und wenigen, die ihm gleichen, zu leben und dennoch Wohlwollen für diese gaukelnden Schmetterlingsseelen und redliche Wünsche, ihnen zu nützen, mit in seine Zelle nimmt. Er ist weit entfernt, das Band, das ihn an seine Brüder bindet, zerreißen zu wollen; er überhebt sich seiner zarteren Gefühle und seiner ernsthaften Gemütslage nicht als eines Vorzugs, den er sich selbst zu danken habe, sondern er denkt mit Vergnügen zurück an alles, was sich vereinigte, um ihn auf den Weg des vernünftigen Genusses zu führen ohne sich zu verbergen, daß er unter andern Umständen auch anders gehandelt haben würde.

Wie aber, wirst Du mir sagen, wenn ich gezwungen bin, einen großen Teil meines Lebens mit jenen Menschen zu verbringen; wenn es nicht von mir abhängt, mich von ihnen zu entfernen? Wohl, auch das müßte zur Erhöhung Deiner Zufriedenheit dienen. Denn immer wirst Du in ihrem Umgange vieles von ihnen lernen können, immer mehr Gewalt über Dich selbst erwerben, Duldung üben, und vielleicht durch Dein Beispiel so glücklich sein, einigen von ihnen nützlich zu werden. Auch unter den Weltleuten wirst Du hin und wieder Menschen finden, die Deiner ganzen Achtung und Liebe wert sind, und die Notwendigkeit und nicht Neigung in diesem Strudel umhertreibt; und bei etwas genauerer Aufmerksamkeit wird wohl auch nicht einer übrig bleiben, an dem Du nicht irgend eine gute Eigenschaft entdecken solltest. Entwöhne Dich nur von dem Fehler, alles in Beziehung auf Dein eigenes Selbst betrachten zu wollen. Sieh Dich selbst nie als den Mittelpunkt dessen an, was um Dich herum vorgeht, sondern bemühe Dich vielmehr, Dich selbst soviel als möglich zu vergessen. Laß es Dir Vergnügen sein, andere in Wohlbehagen zu sehen und

begehre nicht, daß es Dir allenthalben immer selbst wohl sein solle. Wenn man mehr für andere als für sich selbst zu leben sucht, so wird man bald selbst mittelbar durch dies Betragen gewinnen; kann es Dir aber auf diese Weise nicht gelingen, Deine Gesellschaft mit Dir zufrieden zu machen, obgleich ich dies Mittel beinahe für unfehlbar halten möchte, so laß Dich's nicht verdrießen, im Hintergrund zu bleiben, oder mehr Zuschauer als Mitspieler zu sein. Einige Stunden der Welt täglich gelebt, werden Dir den ruhigen Genuß Deiner selbst und der stillen Wahrheit oder der gleichgestimmten Freundschaft nur schätzbarer und süßer machen.

Der eigenartige Brief von Brockes, dem er allgemeine Betrachtungen anreihte, die offenbar mit dem Inhalt des Briefes zusammenhängen[1]), ist ein interessantes Dokument der Seelenstimmung des jungen Kleist. Ich kann der Ansicht Zollings nicht beistimmen, daß Kleist seinem Freunde ausschließlich frühere Ausschweifungen gebeichtet hat, sondern, soweit ein Rückschluß möglich ist, hat es sich wohl um die Seelenergüsse eines jungen Menschen gehandelt, der sich vereinsamt fühlt, der nicht Stellung nehmen kann zu den Menschen und seiner Umgebung, der sich auf sich selbst angewiesen sieht und den sein unschönes Äußere bedrückt. Die Confessions, die mitunterlaufen — Brockes spricht von „Sünden der Jugend" — werfen ein günstiges Licht auf die Reinheit und „die natürliche Wahrheit seines Charakters". Kleists Selbstvorwürfe sind, wie ich oben auseinandergesetzt habe, unberechtigt, sie sind hervorgerufen durch anatomische Störungen, für die jeder junge Mann in irriger Auffassung sich selbst verantwortlich zu machen pflegt.

---

1) Siehe Anhang 4.

Die Reise Kleists, die wir ihres geheimnisvollen Schleiers zu entkleiden versucht haben, sollte für die weitere Entwicklung des Dichters von der größten Bedeutung werden. Schon mit dem Entschluß zur Tat, mit dem Selbstbekenntnis gegenüber dem Freunde, kommt über Kleist eine hoffnungsfreudige erlösende Stimmung; es ist, wie wenn er sich frei fühlte von einem drückenden Alp, hoffnungsfreudig blickt er in die Zukunft. Schon in dem ersten Briefe aus Pasewalk finden wir Bilder und Gleichnisse, wie sie gegenüber dem früheren dürren und nüchternen Stil überraschen. In der frohen Aussicht auf Erfolg, in der andauernden Berührung mit der Natur, in dem Verkehr mit einem mitfühlenden Freunde, entfaltet sich seine Fantasie immer schöner und voller; sie scheint sich immer mehr von allen Fesseln zu befreien, die Konvention und Erziehung um sie gelegt haben; sein Stil wird poetischer, dichterische Bilder und Gleichnisse fließen ihm unvermittelt zu, finden sich in immer neuen Wendungen und sorgfältigerer Ausführung, seine Beobachtungs- und Schilderungsgabe findet immer neue Nahrung, Naturschilderungen von fast „Jean-Paulschen Schwunge" wechseln mit scharfen Abrissen von Land und Leuten, mit satirischen Seitenhieben und geistreichen allgemeinen Bemerkungen; namentlich die letzten Briefe aus Würzburg zeigen einen Natursinn, eine Rhetorik und einen Schwung der Fantasie, wie er sich in der gesamten novellistischen Literatur wohl nur selten findet und wie ihn der Kleistsche Briefstil in der Zukunft nicht wieder aufweisen sollte. Gewiß, das alles macht noch keinen Dichter, aber wir können es begreifen, wenn Wilbrandt in Unkenntnis der wahren Motive Kleist

unterschiebt, er habe bei dieser Reise nur sich selbst, d. h. seinen Dichterberuf, gesucht, wenn Brahm emphatisch von einer „Reise nach dem Beruf" spricht, und vor allem wenn Kleist sich nach seiner Rückkehr für den Beruf nicht eines Dichters, wohl aber eines Schriftstellers entscheidet und energisch vorbereitet.

Mit der Rückkehr aus Würzburg beginnt für Kleist eine neue Lebensperiode. Ein anderer kehrt er zurück als er fortgegangen. Nur aus dem Knaben und Jüngling können wir den späteren, in seinem Seelenleben so viel komplizierteren Kleist verstehen lernen. Es ist deshalb wohl angebracht, hier einen Augenblick haltzumachen und das Charakterbild Kleists, soweit wir ihn kennen gelernt haben, in kurzen Zügen zu rekapitulieren.

Aus den ersten Lebensjahren Kleists wissen wir so wenig, die Berichte über den lebensfrischen, eleganten Junker mit ausgesprochener musikalischer Veranlagung und einem gewissen romantisch-abenteuerlichen Zug sind so dürftig, daß für das psychologische Verständnis des Jünglings erst seine Briefe einen wichtigen Anhaltspunkt bieten. Es sind schwere reiche Ergüsse; wir steigen hier in den tiefen und weiten Schacht einer ungewöhnlichen Menschenseele. Schon in dem ersten Brief an seinen Lehrer verblüfft uns sein klares Denken, die logischen Schlüsse, vor allem die gewissenhafte Ehrlichkeit seiner einfachen Geständnisse. Da ist nichts von Leichtsinn, alles wohldurchdacht und überlegt, neben strengster Selbstkritik ein ausgesprochener Drang nach Wahrheit und Erkenntnis. Die nackte Gestalt der Wahrheit zu fassen, den innersten Zusammenhang und den geheimen Grund aller Dinge zu erforschen, — dieser

echt deutsche Faustische Drang wandelt auch Kleist an mit der stürmischen Gewalt einer verzehrenden Leidenschaft. Wir verstehen, wie dieses sinnende Gemüt, an dem wir zunächst nichts von phantastischer Überschwenglichkeit bemerken, sich in das Reich des reinen Gedankens begiebt und sich in erster Reihe Mathematik und Logik als Lieblingsstudium erwählt. Und weiter: Der junge Mann von 23 Jahren, der im Leben auf eine aussichtsvolle Karriere, auf die Freuden der Gesellschaft, auf die Welt der Genüsse verzichtet hat, er steht vor uns auch in seinem jugendlichen Philosophieren wie ein junger Römer; Römergeist spricht aus seinen Betrachtungen über den Lohn der Tugend, über das wahre Glück, das er einzig und allein in dem „Gefühl erhaltener und geretteter Würde" sucht. Ein großes Liebesbedürfnis atmen die Briefe an seine Braut, ein tiefes inniges Gemüt verraten die Ergüsse an seine Schwester; rein und naiv sind seine Gedanken, sittlich unverfälscht sein Sinn. Das Sonderbarste, — nichts verrät den zukünftigen Dichter, den man mit Recht oder Unrecht zu den Romantikern zählt, zu den Gefühlsseligen, die in Duft und Klang aufgehen; nichts von Fantasie und dichterischem Schwung, in unerbittlicher Strenge und scharfer Nüchternheit blickt er in die Welt. Gesund in seinem Denken und Fühlen, ein klarer Kopf, ein energischer Wille — das ist der Kleist, den wir bisher kennen gelernt haben, an dem wir vor allem noch nichts beobachten konnten von krankhaften Zügen, von barockem Wesen, von Bizarrerien und Schrullen, die man ihm so gern und mit Vorliebe andichtet.

IV.

Die Sturm- und Drangperiode im Leben Kleists.

(1800—1804).

Mit der Rückkehr nach Berlin beginnt für Kleist ein neuer Lebensabschnitt, eine Zeit des Kämpfens und Ringens, eine wahre Sturm- und Drangperiode. Sie erstreckt sich von Ende 1800 bis nach St. Omer, also bis gegen Ende 1803, umfaßt also drei volle Jahre. Jeder, der das Leben Kleists in dieser Zeit durchgeht, der seine brieflichen Äußerungen liest, muß ohne weiteres zugeben, daß seine nervöse und gemütliche Verfassung entschieden beträchtlich von der Norm abweicht. Liegt ein krankhafter Zustand vor, und wie haben wir ihn gegebenenfalls zu deuten? Um die Frage zu beantworten, wollen wir zunächst versuchen, den Zustand symptomatisch zu ergründen, die Ursachen zu erforschen, den Ausgang und Ablauf zu konstatieren und Analogien zu finden. Nur auf diese Weise kann es uns gelingen, Kleist in dieser schwierigsten und kompliziertesten Periode seines Lebens psychologisch zu verstehen.

Es ist gegenwärtig modern, bei allen Dichtern, Künstlern, Bühnenhelden ꝛc., über welche psychiatrisch-neurologisch gearbeitet wird, die Symptome nervöser Überreizung und ähnl. zu konstatieren und Neurasthenie, nervöse Schwäche, Hysterie oder ähnliche Zustände zu diagnostizieren. Im Grunde genommen ist damit nichts gesagt, denn von dem gewöhnlichen Neurastheniker trennt alle die Geisteshelden das bischen Genie, also eine ganze Welt. Auch Kleist konnte diesem Schicksal nicht entgehen, und man hat mit vieler Mühe und Behagen Züge hervorgesucht, welche Zeugnis geben sollten von einem überreizten Nerven- und Gefühlsleben. Aber wie verkehrt ist diese ganze Betrachtungsweise! Das ringende Genie läßt sich nicht vergleichen mit Gevatter Schuster und Schneider, mit dem wackeren Arbeiter und gewöhnlichen Bürger mit seinen regelmäßigen Gewohnheiten, mit den im Boden bürgerlicher Solidität wurzelnden Gefühlen und der stets normalen Verdauung. Der Maßstab handwerksmäßiger Methoden reicht nicht heran an die Geistesriesen, an jene bis in die Fingerspitzen feinorganisierten, sensiblen und unberechenbaren Naturen.

Kleist stürzt dem über den Guiskard entzückten Wieland stürmisch bewegt zu Füßen — ein krankhaft überreiztes Gemüt! — Zu der Szene beim Professor Heidenberg in Leipzig, dem schließlich Kleist um den Hals fällt, ihn herzend und küssend, bemerkt Wilbrandt kurz: „liebenswürdig und krankhaft zugleich!" Als Kleist die Erkenntnis kommt, daß er hienieden die reine Wahrheit nicht finden könne, als ihm im Innersten erschüttert sein einziges höchstes Ziel schwindet, und er sich von innerlicher Unruhe erfaßt allenthalben umhertreibt

und bei Wind und Wetter nach Potsdam eilt, um bei seinen Freunden Trost zu suchen — da bietet er natürlich wieder das ausgesprochene Bild eines exaltierten, hysterischen oder neurasthenischen Menschen. Weil wir uns fast schon auf der Schulbank mit Kantischen Ideen, mit der Frage von der Subjektivität des Erkennens vertraut gemacht haben, wollen wir den Sohn einer Zeit krankhaft nennen, die noch nicht so abgestumpft gegen derartige philosophische Probleme war wie die unsere? Weil in unseren Adern kein philosophisches Blut rollt, wollen wir die tiefe Depression Kleists, die doch nur ein Ausdruck höchster geistiger Regsamkeit war, pathologisch nennen? Auch Hippokrates stürmt beim frühesten Morgengrauen zum schlafenden Sokrates, um ihm in höchster Aufregung zu melden, daß Protagoras, der Philosoph, in Athen angekommen sei.

Es sind nicht gerade einzelne hervorstechende krankhafte Züge, die uns während dieses Zeitraums an Kleist auffallen, aber die schriftlichen Zeugnisse der ganzen Periode lassen uns wahrnehmen, wie ihn große Erschütterungen allmählich aus dem seelischen Gleichmaß bringen. Seine Stimmung ist in einem fortwährenden Wechsel; sie springt in jähem Abfall von harmloser Fröhlichkeit zu finsterstem Unmut; ein übermäßiger Stolz schlägt plötzlich in kleinlichste Verzagtheit um; es drängt ihn nach Taten, er will schaffen unermüdlich und rastlos, und bald darauf ekelt es ihn vor der Arbeit, ekelt es ihn vor seinem Tagebuch, und das Schreiben wird ihm so schwer, daß er oft die notwendigsten Briefe vernachlässigt; er erscheint ohne jedes Gleichmaß und in seiner eigenen Unbeständigkeit spottet er über den Gleichmut, den er die

Tugend des Athleten nennt, und klagt über sich selbst: „an mir ist nichts beständig als die Unbeständigkeit". Er entzweit sich mit seiner Schwester, um sie unmittelbar darauf zerknirscht und mit heftigsten Selbstvorwürfen um Verzeihung zu bitten, und dasselbe Spiel wiederholt sich im Verkehr mit dem Maler Lohse; ganz unvermutet überfallen ihn tiefe Depressionen des Gemütes, Todesahnungen und Beängstigungen kommen über ihn; er sehnt sich nach Ruhe und Einsamkeit; fremd und beklommen fühlt er sich vor den Menschen und besonders in den höheren Kreisen der Gesellschaft, wo das Verbergen jedes starken Gefühls für gute Sitte gilt; dabei lassen seine Briefe oft eine unmännliche, überfeine Weichheit und eine gewisse ungesunde, marklose Güte und Liebe erkennen. Besonders hervortretend ist dieser Eindruck in dem Briefe an den Maler Lohse aus Liechsthal vom 23. Dezember 1801, mit seinem weibischen Gejammer und seiner überzärtlichen Güte, die gewissermaßen auf der Nadelspitze feinster Empfindlichkeit balanciert, um unvermittelt in Bitterkeit und Widerwillen umzuschlagen. Kleist, der sich früh geübt, sich selbst zu beobachten, der alle Regungen seiner Seele selbst belauscht und über seine finstersten Seelenkämpfe sich und anderen Rechenschaft gibt, läßt gelegentlich Äußerungen über seinen Seelenzustand fallen. Wir geben im folgenden einige bezeichnende Stellen wieder:

„An einem Morgen wollte ich mich zur Arbeit zwingen, aber ein innerlicher Ekel überwältigte meinen Willen. Ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht, an Deinem Halse zu weinen oder wenigstens einen Freund an die Brust zu drücken. Denn nichts als Schmerzen gewährt mir dieses ewigbewegte Herz, das wie ein Planet unaufhörlich in seiner Bahn zur

Rechten und zur Linken wankt, und von ganzer Seele sehne ich mich, wonach die ganze Schöpfung und alle immer langsamer und langsamer rollenden Weltkörper streben, nach Ruhe!

„— warum mußte der Himmel Dein Los an einen Jüngling knüpfen, den seine seltsam gespannte Seele ewig unruhig bewegt.

„Ich wünschte mir nur soviel Heiterkeit, und auch diese nur auf so kurze Zeit, als nötig wäre, Dir einen heitern, kurzen Brief zu schreiben. Aber der Himmel läßt auch meine bescheidensten Wünsche unerfüllt.

„Ich habe selbst mein eigenes Tagebuch vernachlässigt, weil mich vor allem Schreiben ekelt. Sonst waren die Augenblicke, wo ich mich meiner selbst bewußt ward, meine schönsten — jetzt muß ich sie vermeiden, weil ich mich und meine Lage fast nicht ohne Schaudern denken kann.

„— ach, ich sehne mich unaussprechlich nach Ruhe.

„Alles liegt in mir verworren, wie Werchfasern im Spinnrocken durcheinander, und ich bin vergebens bemüht, mit der Hand des Verstandes den Faden der Wahrheit, den das Rad der Erfahrung hinausziehen soll, um die Spule des Gedächtnisses zu ordnen. Ja, selbst meine Wünsche wechseln, und bald tritt der eine, bald der andere ins Dunkle, wie die Gegenstände einer Landschaft, wenn die Wolken darüber hinziehen.

„Arbeit, fühle ich, wird das Einzige sein, was mich ruhiger machen kann.

„Verwirrt durch die Sätze meiner traurigen Philosophie, unfähig, irgend etwas zu unternehmen, unfähig, mich zu beschäftigen, unfähig, mich um ein Amt zu bewerben, habe ich Berlin verlassen, bloß weil ich mich vor der Ruhe fürchtete, in welcher ich Ruhe gerade am wenigsten fand;

„Ist diese Schwäche mehr als eine vorübergehende Krankheit, auf welche Gesundheit und Stärke folgen?

„Kannst Du Dir wohl vorstellen, wie leicht, wie wehmütig froh dem Schiffer zu Mute sein mag, dessen Fahrzeug in einer langen, finstern, stürmenden Nacht, gefährlich wankend, umhergetrieben wird, wenn er nun an der sanften Bewegung fühlt,

daß ein stiller, heiterer Tag anbrechen wird? Etwas ähnliches empfinde ich in meiner Seele."

„Und im Ernste, wenn ich mein letztes Jahr überdenke, wenn ich erwäge, wie ich so seltsam erbittert gewesen bin gegen mich und alles, was mich umgab, so glaube ich fast, daß ich wirklich krank bin. Dich, zum Beispiel, mein liebes, bestes Ulrikchen, wie konnte ich Dich oft in demselben Augenblick so innig lieben und doch so empfindlich beleidigen?"

Lassen schon seine Selbstbekenntnisse die wachsende Unruhe und Zerfahrenheit seines Wesens, den Wechsel der Stimmungen, die Schwankungen seines psychischen Verhaltens erkennen, so scheint mir die Art seines Schaffens, seine geistige Produktion noch bezeichnender für den Zustand Kleists in dieser Sturm- und Drangperiode seines Lebens.

Der Stil seiner Briefe läßt einen entschiedenen Rückschritt im Vergleich mit denen von der Würzburger Reise erkennen. Auch Biedermann hebt gegenüber Wilbrandt hervor, daß die Ausdrucksweise der Briefe eher einen Rückschritt als einen Fortschritt gemacht hat. Seine Bilder und Gleichnisse haben oft etwas Gesuchtes ja Schwülstiges; an Stellen, wo man mit Recht poetische Darstellungen erwartet, ist er auffallend wortkarg.

Mehr noch als die Briefe verrät die dichterische Produktion dieser Periode das gestörte Gleichgewicht seiner Seele. Der Dichter, dessen geniale Veranlagung sofort in seinem Jugendwerke klar hervortritt, besitzt nicht die Kraft und das seelische Gleichmaß, um in geschlossener Komposition seine Stoffe zu verarbeiten. Wir sehen glückliche Anfänge, verheißungsvolle Anläufe, geniale Lichtblicke, aber es fehlt Kleist die innere Harmonie, um das, was er glücklich begonnen, auch zu einem befriedigenden Abschlusse zu

führen. Das gilt für die drei uns überkommenen Werke aus dieser Periode.

Wir müssen H. Conrad[1]) Recht geben, wenn er von der Schroffensteiner-Tragödie, dieser „Wiege des Genies", behauptet, daß sie die äußerste Stärke von Kleists Begabung zeigt, wie kein anderes seiner Dramen. Aber umsomehr muß es auffallen, daß der Dichter, der in der ersten Hälfte seines Werkes eine eminente dramatische Gestaltungskraft verrät, uns eine Auflösung und einen Schluß zumutet, wie wenn er kaum einen Begriff von Schauspiel hätte. Wir wissen heute nach Conrads Untersuchungen, daß Kleist das Drama nicht eigentlich vollendet hat, und wir können Tieck nicht Unrecht geben, wenn er den befremdenden Abschluß der Tragödie mit einer seltsamen Disharmonie, einer Krankheit vielleicht im Geiste des Dichters zu erklären sucht. Freilich nur mit der Einschränkung, daß es sich um eine vorübergehende gemütliche Disharmonie handelte, welche dem Dichter Kraft und Konzentrationsfähigkeit zu einem befriedigenden Abschluß benahm.

Das zweite Drama, „der zerbrochene Krug", fiel in einen Zeitraum während dieser Periode, in welchem sich Kleist bei seinem Aufenthalte in der Schweiz, in der geistigen Gemeinschaft und der heiteren Gesellschaft von Zschokke, Wieland und Geßner, geistig und körperlich weit besser befand als sonst. Wenn dieses Stück glücklicher ausfiel, so können wir darin nur eine Stütze unserer Erklärung sehen, daß der Stimmnng und psychischen

---

[1]) H. Conrad. Heinrich von Kleists „Familie Ghonorez". Preuß. Jahrbücher Band 90 Heft 2.

Harmonie bei Kleist das dichterische Schaffen und die Arbeitsfähigkeit entspricht. Aber auch der Krug ist in dieser Periode unvollendet geblieben und ist erst während der Königsberger Zeit abgeschlossen worden.

Auch die Guiskard-Episode läßt sich nur erklären aus der oben geschilderten seelischen Störung und nervösen Alteration des Dichters. Mit der ganzen Glut seiner Seele hat er sich auf diesen Stoff geworfen, auf den er alle seine Hoffnungen setzte, mit dem er die Welt zu erobern vermeinte, und der ihn durch Jahre hindurch beschäftigte. Auf diesen einen Wurf setzt er sein Alles: gelingt ihm dies Gedicht — dann will er sterben, so schreibt er seiner Schwester. Während andere Dichter, wie auch Goethe, so häufig sich von ihren Arbeiten auf Jahre nnd Jahrzehnte lossagen, um sie dann von neuem aufzunehmen, sehen wir, wie bei Kleist die Bewältigung des tragischen Stoffes nach den hohen Ansprüchen, welche er an ein Musterdrama stellt, allmählich zur fixen Idee wird, wie ihn in immer höherem Maße die Autosuggestion beherrscht: „Du kannst es nicht erreichen", wie er unter dem Einflusse dieser Autosuggestion das Schicksal anklagt wegen seiner halben Talente, wie ihn die Reue um die verlorenen Stunden und eine tiefe Verachtung des Lebens befällt. Selbst die hohe Autorität Wielands und sein mündlicher und brieflicher väterlicher Zuspruch kann ihn nur auf kurze Zeit seiner Autosuggestion entreißen, bis er endlich verzweifelnd zusammenbricht und seine Enttäuschung in dem Briefe an seine Schwester oder vielmehr in dem herrlichen Gedicht in Prosa aus St. Omer Ausdruck verleiht. Man hat das Guiskard-Fiasko dadurch zu erklären versucht, daß

des Dichters Kräfte für den hohen Flug nicht ausreichten, daß er unmögliches erstrebte, man hat von einer beabsichtigten Vereinigung des antiken und Shakespeare-Dramas gesprochen, von einem hyperfantastischen, nicht zu bewältigenden Stoffe u. s. w. Aber ich frage: das was der Dichter vorher und nachher gewissermaßen spielend in erstaunlich kurzer Zeit vollendete, das hätte er hier in dreijähriger Arbeit nicht erreichen sollen? Ist nicht der Penthesilea-Stoff historisch noch weit entlegener und fantastischer, um nur ein Beispiel anzuführen, und sollte die Gestaltungskraft eines Dichters nicht ausreichen, aus dessen kleiner uns hinterlassener Exposition Brahm und andere später glaubten das ganze Drama rekonstruieren zu können? Nein, das Können war zweifellos vorhanden und ausreichend, aber wir haben hier das für den Psychologen und Nervenarzt einzig dastehende Beispiel, wo das größte Können und der festeste Wille nicht ausreicht, weil die auf der Basis seelischer Störung auftretenden Autosuggestionen verschiedenster Art zwischen Willen, Kraft und Ausführung hemmend einwirken.

Der dichterische Bankerott mußte natürlich das Grundleiden noch verschlimmern; zu allem Unglück hatten sich in letzter Zeit auch anderweitige krankhafte Erscheinungen hinzugesellt, die den Mißerfolg zweifellos mitverschuldeten. Kleist selbst schreibt etwa ein halbes Jahr später, daß er um jene Zeit krank gewesen, und daß die Beurteilung seiner Handlungsweise vor das Forum eines Arztes gegehörte. „Ich hatte bei einer fixen Idee einen gewissen Schmerz im Kopfe empfunden, der sich unerträglich heftig steigernd, mir das Bedürfnis nach Zerstreuung so dringend gemacht hatte, daß ich zuletzt in die Verwechslung der

Erdaxe gewilligt haben würde, ihn los zu werden. Es wäre doch grausam, wenn man einen Kranken verantwortlich machen wolle für Handlungen, die er im Anfalle der Schmerzen beging."

Wie ist der ganze Komplex von Störungen, die wir bei Kleist in dieser Sturm- und Drangperiode sich entwickeln und allmählich mit geringen Remissionen ansteigen und wachsen sehen, zu erklären, und welches sind die Ursachen, die ihn hervorgerufen resp. darauf eingewirkt haben? Wir müssen vorausschicken, daß Kleist, der schon frühzeitig gelernt, sich selbst zu beobachten, sich auch in dieser schwierigsten Periode über die geheimsten Vorgänge seines Seelenlebens Rechenschaft gibt und gewissermaßen jeden Augenblick über der Situation steht. Daher kommt es, daß er denjenigen, der sehen resp. lesen will, nicht in Zweifel läßt über sein seelisches Verhalten, über die Ursachen, welche sein seelisches Gleichgewicht ins Schwanken bringen und über die Mittel und Wege, mit denen er selbst zielbewußt gegen diese Zustände ankämpft.

Kleist ist aus Würzburg zurückgekehrt, glücklich, von einem Leiden befreit zu sein, welches seine Seele verdüsterte, ein junger Mensch von 24 Jahren. Schon in seinem ersten Briefe aus Berlin vom 13. November 1800 kündigt er seiner Braut an, daß er gewillt sei, kein Amt anzunehmen, daß er sich dem schriftstellerischen Beruf zuwenden will, und daß er selbst und andere ihn hierzu vollauf befähigt finden. Und nun fährt er folgendermaßen fort:

„Liebe Wilhelmine, ich will auch hierin ganz aufrichtig sein. Ich fühle, daß es mir notwendig ist, bald ein Weib zu haben. Dir selbst wird meine Ungeduld nicht

entgangen sein — ich muß diese unruhigen Wünsche, die mich unaufhörlich wie Schulden mahnen, zu befriedigen suchen. Sie stören mich in meinen Beschäftigungen — auch damit ich moralisch gut bleibe, ist es nötig. Sei aber ganz ruhig, ich bleibe es gewiß. Nur kämpfen möchte ich nicht gern. Man muß sich die Tugend so leicht machen als möglich. Wenn ich nur erst ein Weib habe, so werde ich meinem Ziele ganz ruhig und ganz sicher entgegengehen — aber bis dahin — o werde bald, bald, bald mein Weib!"

In diesem offenen Geständnisse an seine Braut enthüllt uns Kleist sein Sehnen und Verlangen und läßt uns erkennen, wie allmählich unbefriedigte geheime Wünsche ihn körperlich und seelisch aufreiben mußten. Wir hören den Notschrei einer in ihren Grundvesten erschütterten Seele. Kleist will etwas schaffen und großes erreichen, aber geheime Wünsche stören ihn in seiner Beschäftigung. Er kann seine Braut nicht betrügen, er will ehrlich und moralisch bleiben gegen seine Braut und gegen sich, er erkennt, daß sein Heil einzig und allein darin liegt, daß Wilhelmine bald sein Weib wird. Und mitten in den langatmigen sophistischen Ergüssen an seine Braut kommt immer blitzartig derselbe geheime Wunsch zum Vorschein.

„Bei allem, was ich unternehmen werde, wird mir immer jenes letzte Ziel vorschweben, ohne das ich auf dieser Erde niemals glücklich sein kann, nämlich: einst, und zwar so bald als möglich, das Glück der Ehe zu genießen. — — O inniger, heißer kannst Du gewiß eine baldige Vereinigung nicht wünschen als ich." (22. Novbr. 1800.)

„O wenn ich doch bei Dir wäre und Dich an meine Brust drücken könnte! — Ach, man sollte, um ruhig zu sein, daran gar nicht denken. Aber wer kann das?" — (29. Novbr. 1800.)

„Ich bin nicht flatterhaft, nicht leichtsinnig, nicht jede Schürze reizt mich." — — (22. März 1801.)

Vielleicht erklärt sich auch aus diesem Kampfe Kleists gegen ein übermächtiges Verlangen, die sonderbare Fassung und der befremdende Inhalt der Brautbriefe aus dieser Periode. Der Dichter, der sich schon in seinen ersten Dramen als der feinste Kenner der weiblichen Seele zu erkennen gibt, läßt hier nichts merken von dem Übermaß des Fantasten, von der schwelgerischen Üppigkeit eines lyrischen Poeten: die dürre Härte des abstrakten Doktrinärs muß auf ein Frauengemüt abschreckend wirken. Es will mir scheinen, als habe Kleist absichtlich seine Briefe auf diesen Ton abgestimmt, um möglichst unpersönlich schreiben zu können und die Stimme der Leidenschaft nicht auflodern zu lassen.

Kleist kämpfte männlich und zielbewußt um sein Glück und seine Gesundheit. Zunächst sucht er das Gleichmaß seiner Seele wieder zu erringen auf einer Reise; die erste Reise nach Würzburg hatte so günstig auf sein Allgemeinbefinden eingewirkt, daß sich ihm unter den veränderten Bedingungen der Gedanke an eine erneute Reise ohne weiteres aufdrängen mußte.

„Im Freien werde ich freier denken können. Hier in Berlin finde ich nichts, was mich auch nur auf Augenblicke erfreuen könnte. In der Natur wird es besser sein. Auch werde ich mich unter Fremden wohler befinden, als unter Einheimischen, die mich für verrückt halten, wenn ich es wage, mein Innerstes zu zeigen."

Als diese Reise in Gesellschaft Ulrikens, wie es nicht anders sein konnte, ihm nicht die erhoffte Besserung in seinem Befinden brachte, da faßte er kurz entschlossen den unter den obwaltenden Verhältnissen einzig vernünftigen Entschluß, den er seiner Braut und seiner

Schwester mitteilt, sich auf dem Lande anzukaufen, als Landmann zu arbeiten und von der Welt zurückgezogen mit seiner Braut resp. Frau ein einfaches aber liebedurchwärmtes Leben zu führen — so lange bis seine schriftstellerische Beschäftigung ihm ein reichlicheres Einkommen verschafft hat. Ob Kleist selbst auf diesen Ausweg gekommen ist, ob er einen Freund oder einen Arzt um Rat gefragt hat, läßt sich nicht entscheiden — sicher aber ist es, daß kein Arzt ihm einen rationelleren Rat erteilen konnte. Er sucht die endliche Vereinigung mit seiner Braut um jeden Fall, weil er seine geheimen Wünsche zum Schweigen bringen will, und weil er sich überzeugt hat, daß er ohne Weib nicht das erreichen kann, was ihm vorschwebt; und er will sich mit seiner Frau auf das Land zurückziehen und dort als Landmann arbeiten, einmal weil seine materiellen Mittel nicht weiter reichen und dann, weil sein überangestrengter Geist dringend der Ruhe und Ablenkung bedarf.

„Darum soll er (mein Geist) für jetzt ruhen, wie ein erschöpftes Feld, desto mehr will ich arbeiten mit Händen und Füßen, und eine Lust soll mir die Mühe sein. Ich glaube nun einmal mit Sicherheit, daß mich diese körperliche Beschäftigung wieder ganz herstellen wird. Denn zuletzt möchte alles Empfinden nur von dem Körper herrühren, und selbst die Tugend durch nichts anderes froh machen, als bloß durch eine noch unerklärte Beförderung der Gesundheit.“

Nichts erscheint mir unerklärlicher, als daß man auch in diesem Projekte Kleists, in der dadurch veranlaßten Trennung von seiner Braut, in der später hervortretenden Absicht, als Tischler zu arbeiten, nichts weiter gesehen hat als Grillen, Marotten, Launen eines bizarren, eines ganz oder nahezu gestörten Geistes. Im

Gegenteil, wie Kleist in dieser Periode seines Lebens kämpft und ringt, ist nach jeder Richtung zweckmäßig, rationell und wohlüberlegt.

Es mag richtig sein, daß die verschiedenen Formen, unter denen die nervöse Schwäche und verwandte Zustände verlaufen, zuerst von dem amerikanischen Neurologen Beard zusammengefaßt und beschrieben wurden — die Tatsache läßt sich historisch nachweisen, daß in Deutschland schon lange vor der Publikation Beards die Ärzte die hierhergehörenden Krankheitserscheinungen zu deuten und vor allem auch zu behandeln verstanden haben. In einem kürzlich von neuem der Öffentlichkeit übergebenen Aufsatze über Schauspielerkrankheiten[1]) aus dem 18. Jahrhundert finden wir ätiologisch und pathologisch die Nervenschwäche durchaus korrekt gewürdigt und auch eine vernünftige Behandlung vorgeschlagen. Und wenn wir in Betracht ziehen, daß in jener Zeit gerade der psychologischen Beobachtung allgemein das weitgehendste Interesse entgegengebracht wurde, so erklärt sich wohl hieraus die befremdende Erscheinung, daß wir damals nicht bloß von Ärzten, sondern auch von Laien die Störungen der Psyche auffallend richtig verstanden und rationell behandelt sehen. Insofern ist Kleist, sei es nun, daß er selbst auf den angegebenen Ausweg gekommen ist, oder daß er den Rat anderer aufgegriffen und sich zu eigen gemacht hat, durchaus keine hervorstechende Ausnahme. Auch Goethe, um nur ein Beispiel anzuführen, zeigt in der Unterhaltung mit dem jungen Plessing ein tiefes Verständnis für dessen

---

[1]) Karpeles, Ein historisches Aktenstück der Schauspieler-Krankheiten. Bühne und Welt 1901.

„schmerzlichen, selbstquälerischen, düstern Seelenzustand“ und sucht ihn abzulenken und zu heilen durch Naturbeschauung und tätiges Eingreifen, „sei es als Gärtner oder Landbewohner, als Jäger oder Bergmann“.

Wenn genau in derselben Weise Kleist selbst gegen einen Zustand ankämpft, den er schwer empfindet, so haben wir alle Ursache, darin nicht das Verhalten eines gestörten, sondern eines wohlorganisierten Geistes zu erblicken. Daß sein Vorhaben nicht glückte, daß seine Braut vor allem auf seinen Plan nicht einging, kann ihm als Schuld nicht angerechnet werden.

Schweres körperliches Leiden, wie wir es oben mit seinen eigenen Worten geschildert haben, und seelische Zerrüttung werfen ihn endlich auf ein fünf Monate währendes Krankenlager in Mainz; in der ländlichen Stille einer Pfarre oder, wie man andeutet, in einer Irrenanstalt soll er die volle Genesung gefunden haben. Es erscheint zweifelhaft, ob Kleist überhaupt jemals in einer Anstalt gewesen ist; soviel aber ist sicher, daß er nach unseren modernen medizinischen Anschauungen nicht in eine geschlossene Anstalt, sondern in ein offenes Sanatorium für Nervenkranke, Erholungsbedürftige 2c. gehörte.

Der eigentümliche Zustand geistiger und gemütlicher Alteration, wie wir ihn bei Kleist in dieser Periode beobachtet haben, läßt sich in ein medizinisches Schema nicht bringen. Sein geistiges Verhalten liegt hart an der Grenze zwischen Gesunden und Kranken, seine Psyche befindet sich in einem labilen Gleichgewicht. Wie bei einer überempfindlichen Wage, wenn die Sperrvorrichtung geöffnet wird, die Wagebalken schon bei kaum merkbarer Belastung in

großem Ausschlag zwischen Hoch und Niedrig hin- und herschwanken, so kann bei einem labilen Menschen anscheinend spontan und ohne entsprechenden Anlaß, jedenfalls ohne genügende psychologische Ursache ein Stimmungswechsel und ein Erregbarkeitszustand einsetzen, da die Erregbarkeitsschwelle für psychologische Reize abnorm tief liegt. Eine solche pathologische Labilität der Seele muß natürlich eine analoge Labilität der Handlungsweise bedingen und verhindert auf diese Weise ein gedeihliches Handeln. Derartige Zustände finden wir bei Angeheiterten, bei Hirn- und Nervenleidenden und schließlich auch bei allen Erschöpfungspsychosen nach Überarbeitung oder schweren körperlichen Erkrankungen. Immer handelt es sich um reizbare Menschen, die zwischen den entgegengesetzten Polen hin- und hergeschleudert werden, und bei denen eine krankhaft erhöhte Ansprechbarkeit (Hyperästhesie) des Nervensystems sich verbindet mit einer krankhaft herabgesetzten Stabilität der Psyche.

Eine Handhabe für das Verständnis des Zustandes, in dem Kleist sich befand, bietet uns die Analogie und der Vergleich mit anderen hochveranlagten Geistern, namentlich mit den am tiefsten und vielseitigsten Veranlagten, den Dichtern. Schillers Leben in der vorjenenser Zeit zeigt eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem Kleistischen, und nur ein Glückszufall und der materielle Erfolg, der Kleist niemals zu teil wurde, retteten ihn für die Menschheit; in seiner letzten Stuttgarter Zeit erscheint Schiller der Tod als Erlösung. Auch Goethe hat seine Wertherperiode durchgemacht, und nervöse

Verstimmung, Lebensüberdruß und Selbstmordgedanken haben ihn lange genug beherrscht; es sind mannigfache und hervorstechende krankhafte Züge, die Moebius [1]) beim jungen Goethe eingehend beschreibt. Mit Recht betont Israel [2]), daß wir bei großen Dichtern, die doch zugleich Menschen von besonders großer Intelligenz, von besonders zartem sittlichen Gefühl sein müssen, die Ursache der angegebenen Störungen nicht in einer verkehrten, sondern gerade in einer überreichen Veranlagung suchen müssen. „Wenn wir über unsere kleinen Besitztümer schnell disponiert und sie zu behaglichem Nießbrauch angelegt haben, so sollten wir uns doch nicht wundern, daß jene geistigen Großkapitalisten in ihren Operationen mehr Schwierigkeiten zu überwinden haben, daß sie oft einen naheliegenden, leicht zu erreichenden Vorteil opfern müssen, um Gütern nachzujagen, von denen ein trügerisches Meer sie trennt; daß sie, Stürmen trotzend, zuweilen Schiffbruch leiden. Wenn wir in gemütlichem Gange auf ebenem, schattigem Wege den Hügel erreichen, der unser Städtchen übersieht: sollen wir den Wanderer im Gebirge wegen seines weniger schmucken Aussehens tadeln wegen seiner Flecke, Risse, Wunden, da doch der Weg zur weltbeherrschenden Höhe über zahllose Hindernisse hinwegführt?“ Mir erscheint die Erklärung Israels aus den äußeren Daseinsbedingungen und Lebensverhältnissen aus geistiger Erschöpfung und Überanstrengung (s. o.) natürlicher und einfacher, als der Versuch von Moebius,

---

[1]) Moebius, Über das Pathologische bei Goethe, Leipzig 1894. Vergl. auch W. Hirsch, Genie und Entartung, Berlin 1894.

[2]) Israel l. c.

die besprochenen krankhaften Symptome auf eine Störung der normalen Proportionen zurückzuführen und auf einen angeborenen disharmonischen Grundzustand des Genies, welcher die Entwicklung krankhafter Zustände begünstigt.

Wir sollen Kleist die gleiche Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wie unseren anderen Dichterheroen, bei denen wir vor heller Begeisterung so manche unerfreuliche Lebensperiode übersehen. Kleists Krankheit ist dieselbe Entwicklungskrankheit, die wir im Leben aller genialen Menschen beobachten können. Mit herausgegriffenen Zitaten aus Briefen dieser Sturm- und Drangperiode ein Krankheitsbild zurechtzufügen, ist ein Mißbrauch. Im Gegenteil, daß der Kranke in allen Phasen seiner Leiden und in seinen finstersten Seelenkämpfen sich selbst beobachtet, daß er mit männlicher Kraft nach Gesundheit ringt, daß er jeden Augenblick Herr der Situation ist, das zeugt von einem allen Erschütterungen gewachsenen Geiste. Der innere Kampf, den jeder denkende Mensch vor seiner Aussöhnung mit dem Leben durchzumachen hat, er erscheint in erhöhter Potenz bei Kleist wie bei jedem genialen Menschen. Nur wenn dieser Kampf und der innere Zwiespalt fortdauert und bis an das Alter hineinreicht, wie bei Petrarka oder den Ausgang in völlige geistige Zerrüttung nimmt, wie bei Tasso, bei Lenz, Günther, Grabbe, Schubart, Lenau — nur dann haben wir das Recht, von angeborener krankhafter Veranlagung, von wirklicher krankhafter Störung u. s. w. zu sprechen.

Kleist geht wie Schiller und Goethe geistig gesund und sittlich gekräftigt aus diesem Stadium seiner Entwick-

lung hervor, er sinkt, wie sein Prinz von Homburg, um sich zu erheben, und in seiner detaillierten Selbstbeobachtung, in seinem heißen Ringen nach Glück und gesundem Menschentum erscheint er so gesund und so liebens- und bewunderungswert wie je. Auf ihn paßt das Wort Goethes: „Die Krankheit erst bewähret den Gesunden!“

V.

Kleist als Dichter und Kämpfer.

(1804—1810).

Im Juni des Jahres 1804 erschien der seinen Freunden seit längerer Zeit verschollene Kleist ganz unerwartet wieder in Potsdam und überraschte eines Abends seinen Freund Pfuel.[1]) Er hatte aus seinem

---

[1]) Einer künftigen Kleistbiographie fällt die schwierige Aufgabe zu, die vielen Fehler und Inkorrektheiten, welche sich durch die älteren Arbeiten hindurchziehen, zu verbessern. So ist fast alles, was andere und Zolling in seiner biographischen Skizze über Pfuel und sein Verhältnis zu Kleist berichten, unrichtig. Indem ich mir vorbehalte, auf die freundschaftlichen Beziehungen beider ausführlicher zurückzukommen, diene hier nur kurz das folgende als Berichtigung: 1. Ernst von Pfuel ist nicht, wie Zolling (S. XI) schreibt, 1780 zu Berlin geboren, sondern am 3. November 1779 zu Jahnsfelde bei Müncheberg im Kreise Lebus des Regierungsbezirks Frankfurt a. O. 2. Pfuel trat nicht, wie Zolling will, in ein freundschaftliches Verhältnis zu Kleist bald nach dessen Ankunft in Berlin 1800, sondern erst einige Zeit nach der Würzburger Reise, im Jahre 1801. 3. Die Angabe Zollings und anderer, daß Kleist bei seiner Heimkehr im Juni 1804 den inzwischen zu seinem Regiment zurückgekehrten Pfuel überraschte, ist unkorrekt. Pfuel war 1804 inaktiv. Am 18. Juni 1803 war

Schiffbruch nichts gerettet als das nackte Leben. Aber ein anderer ist er zurückgekehrt: eine gefestigte, zielbewußte, gereifte Persönlichkeit. Als solche erscheint er uns in der nächsten Periode seines Lebens, die wir nunmehr bis zu seiner Ankunft in Berlin zu Anfang des Jahres 1810 verfolgen wollen.

Das biographische Material über Kleist ist im Augenblick noch zu lückenhaft, um seine Wandlungen und die Bildung und Entwicklung seines Charakters im einzelnen verfolgen zu können. Ob der Übergang vom wildstürmenden Jüngling zum gereiften Manne aus eigener Kraft erfolgte, ob ihn ärztlicher Rat und ärztliche Behandlung stützten, ob ihn, — was wohl am wahrscheinlichsten ist, weiblicher Einfluß und eine wahre, befriedigende Liebe sich selbst und der Dichtkunst erhielten, das entzieht sich unserer Kenntnis. Aber mit Genugtuung können wir die Tatsache selbst konstatieren. Dafür sehen wir den Beweis in dem Verhalten seiner Umgebung gegenüber. Er fügt sich ohne weiteres den Wünschen seiner Schwester und Freunde und nimmt eine Staatsstellung an, in der er zur Zufriedenheit seiner

---

Pfuel der Abschied aus der Armee als Sekondeleutnant bewilligt worden, bald darauf machte er mit Kleist die bekannte Reise nach der Schweiz, Italien, Frankreich und setzte nach der Trennung von Kleist noch einige Zeit seine Studien in Paris fort. Zur Erhebung einer kleinen Erbschaft war seine Anwesenheit in der Heimat erforderlich, und hier bestimmten ihn die Angehörigen zum Wiedereintritt in den Militärdienst. Sein Gesuch wurde angenommen, am 11. April 1805 mit der Maßgabe, daß er nach dem zu Johannisburg in Ostpreußen liegenden Füsilierbataillon Nr. 23 versetzt wurde. Pfuel war also bei Kleists Heimkehr nicht im Militärdienste.

Vorgesetzten eine Prüfungszeit besteht. Jener titanenhafte Drang der stürmischen Übergangszeit, der alles und das Höchste auf einen Wurf setzt, ist gewichen, und wir sehen ihn mannhaft kämpfen und arbeiten für eine gesicherte Existenz. Ein anderer Beweis sind uns die Briefe aus dieser Zeit, die alle eine wohltuende, geistige und gemütliche Harmonie erkennen lassen, in denen sich eine frohgemute, hoffnungsreiche Stimmung selbst unter schwierigsten und drückenden persönlichen Verhältnissen kundgibt, aus denen, wenn es sich um die Not des Vaterlandes handelt, eine schöne edle Begeisterung und ein selten klares Urteil über Gegenwart und Zukunft spricht, in denen er sich gelegentlich wohl auch entschuldigen muß, weil das Unglück ihn „heftig, wild und ungerecht“ macht, in denen wir aber niemals wieder jene zerfahrene, schwankende, unentschlossene Gemütsverfassung der verflossenen Periode wiederfinden.

Im Einklang hiermit stehen die zahlreichen Urteile von Männern und Frauen, mit denen er in der Folge in Berührung kam, und in deren zum Teil detaillierten Berichten — ich erinnere an die nüchterne, sachliche Schilderung Dahlmanns, an Tiecks Skizze nach seinem persönlichen Eindruck — wir einen krankhaften Zug bei Kleist auch nicht angedeutet finden. Besonders wertvoll erscheint das Urteil der Geschwister Zenge, die ihn aus früherer Zeit kannten und die Bekanntschaft in Königsberg erneuerten. Wilhelmine und Luise finden, daß Kleist stiller und ernster geworden sei als früher; nur seine naive Hingebung, bezeugten sie, war Kleist geblieben, und seine Fantasie finden sie lebhafter, regsamer, glühender als je. Eine andere Dame, Emma

Körner, äußert sich über den Dichter in einem wenig beachteten Briefe an Prof. Weber vom 28. November 1809:

> Heinrich Kleist wird Ihnen gewiß immer mehr gefallen, je länger Sie ihn kennen; er hat kleine Eigenheiten in seinem Charakter, die anfänglich auffallen, die aber so unumgänglich zu dem ganzen Menschen gehören, daß man sich sehr bald daran gewöhnt, wenn man das große dichterische Genie, welches er besitzt, zu schätzen weiß.

Eine weitere ausgesprochene Wandlung in Kleists Charakter gibt sich darin kund, daß der bis dahin so verschlossene, zurückgezogene, in sich gekehrte Mensch, der die Blicke weniger Menschen fürchtete, einen ausgesprochenen Trieb zur Geselligkeit, zu gesellschaftlichem und schöngeistigem Verkehr erkennen läßt. In Königsberg verkehrt er in dem Hause seiner ehemaligen Braut — gewiß ein Beweis, daß sie ihm nichts nachzutragen hatte — beim Oberpräsidenten v. Auerswald und beim Staatsrat und patriotischen Dichter Friedr. Aug. v. Staegemann[1]); in Dresden sehen wir ihn im anregenden Verkehr des Hauses Körner, im Freundeskreise des Phoebus und in persönlicher Berührung mit hohen Mititärs, Literaten 2c.; in Berlin bewegt er sich in den Spitzen der Gesellschaft und in einem großen gesellschaftlichen Kreise, wie wir später sehen werden. Wenn sich Kleist unmittelbar vor seinem Tode einsam fühlt, so hat dies zweifellos mehr der Zufall als sein Wille verursacht. Das Mißtrauen, die Reserve und Ängstlichkeit, mit der

---

[1]) Die freundschaftlichen Beziehungen zur Familie Staegemann reichten bis zum Tode Kleists; vergl. den Nachruf Erich Schmidts zu „Gedichte von Hedwig v. Olfers" Berlin 1892.

er sich früher von den übrigen Menschen abgeschlossen, ist gewichen. Übrigens läßt auch die Äußerung der Frau Prof. Krug und ihrer „goldenen Schwester", daß er in die ausgelassene Stimmung in dem Hause der Frankfurter Oderstraße harmlos wie ein Kind einzustimmen pflegte, erraten, daß ihm bei all seinem jugendlichen Ernste jene ausgelassene Fröhlichkeit und jugendliche Tollheit nicht abging, die das sicherste Zeichen kernhafter überschüssiger Lebenskraft ist.

Sind die angeführten Kennzeichen beweisend für die innere Wandlung, die sich in dem Menschen Kleist vollzogen[1], so ist uns über allem diesen der sicherste und treffendste Beweis für die volle geistige Gesundung und die Herstellung des psychischen Gleichgewichts die mit dieser Periode voll einsetzende dichterische Produktivität, die Fähigkeit zu geschlossener poetischer Gestaltung und mehr als das die dichterische Verwertung des eigenen Lebensgeschicks. Wie Goethe im Werther, so hat Kleist, nachdem er das Entwicklungsstadium mit allen Verirrungen glücklich überwunden, sich selbst mit seinem himmelstürmenden Streben und seinem jähen und furchtbaren Fall objektiv dargestellt. Nur eine reife Persönlichkeit, die ihre Jugend-Periode glücklich überwunden und abgeschlossen hat, ist hierzu imstande. Aus dem philosophischen Skeptiker, aus dem Lebensverächter, aus dem sittlichen Stoiker ist endlich der Dichter Kleist geboren, und aus dem harten Boden seiner Natur springt in ergiebigem Strahl der Quell der Dichtung.

---

[1]) Die innere Wandlung vom Kosmopoliten zum nationalen Kämpfer hat sich bei Kleist wohl erst allmählig in der Königsberg-Dresdener Periode entwickelt.

Mit Staunen und Bewunderung stehen wir vor der fast unglaublichen Fruchtbarkeit des Kleistschen Genius. Seine eigentliche Tätigkeit beginnt in Königsberg mit dem Anfang des Jahres 1805 [1]), in den folgenden Jahren, bis zu seiner Ankunft in Berlin hat er beendet und ausgearbeitet: den zerbrochenen Krug, Amphitryon, Penthesilea, Käthchen, die Hermannsschlacht, den Prinzen von Homburg; in ebenderselben Zeit schreibt er seine großen Novellen: den Kohlhaas, die Marquise, Erdbeben, Verlobung, Duell &c. &c.; schließlich eine Anzahl politischer Abhandlungen, die uns bisher nur zum kleinsten Teile bekannt sind. — Das alles, während ihn eine amtliche Stellung, die Herausgabe eines neuen Journals, politische Agitationen beschäftigten, Reisen und Krankheiten seine Zeit in Anspruch nahmen. Inwieweit seine Werke einen Rückschluß auf seinen geistigen Zustand und seine eigene Entwicklung gestatten, werden wir gesondert betrachten; hier konstatieren wir nur die Tatsache, daß Kleist nunmehr im Gegensatz zur vorausgegangenen Periode abgerundete und in sich geschlossene Kunstwerke schafft, und daß er eine Arbeitsfähigkeit und eine Schaffenskraft an den Tag legt, die wir kaum in der gesamten Literatur wiederfinden, sofern wir nicht gerade die dünnflüssigen Theaterstücke von Lope de Vega damit vergleichen wollen oder die in mancher Periode beängstigende Schreibseligkeit Walter Scotts. Verglichen mit dem Genius Goethes können wir die Tatsache nicht übersehen, daß Kleist eine große Anzahl von Kunstwerken und klassischen

[1]) Die Angabe Zollings, daß Kleist im Winter 1804/1805 nach Königsberg kam, ist nicht ganz richtig. Bis Februar 1805 ist Kleist nachweislich in Berlin gewesen.

Charakteren der Welt hinterließ, als er in einem Alter starb, in dem Goethe sich wohl mit großen Entwürfen trug, aber erst sehr wenige unvergängliche Schöpfungen in die Welt gesetzt hatte.

Die literarische Kritik hat mit einer an sich löblichen Konsequenz auch in dieser Periode höchster künstlerischer Produktivität geistige Störungen bei Kleist nachzuweisen versucht, und da die vorhandenen Briefe eine Ausbeute nach dieser Richtung nicht boten, so hat man durch schön zurechtgestutzte grillenhafte Züge, durch Anekdoten, die mündlich kolportiert wurden, durch Verstümmelungen, Fälschungen und sinnlose Überlieferungen das fehlende Material zu ergänzen gesucht. So wird Kleists Beziehung zu Körners Mündel Julie Kunze als Beweis „wunderlicher Grillenhaftigkeit" von Wilbrandt erzählt und später von Sadger als krankhaftes Symptom verwertet. Er soll mit ihr verlobt gewesen und das Band gelöst haben, weil sie ihm nicht ohne Vorwissen des Vormundes schreiben wollte; nach drei Tagen, drei Wochen, drei Monaten soll er die Forderung wiederholt und schließlich das Verlöbnis gelöst haben. Der phantasiereiche Bülow will diesen Vorgang von Ruehle gehört haben. Aus der kurzen Notiz Kleists in einem Briefe an Ulrike, daß ihn die zwei niedlichsten Hände in Dresden mit einem Lorbeerkranz geschmückt haben, auf eine Herzensneigung des Dichters schließen zu wollen, wäre gewiß kühn, abgesehen davon, daß man nach anderweitigen Erfahrungen derartige Ergüsse der Phantasie des Dichters zugutehalten und vorsichtig aufnehmen muß. Im übrigen ist die Überlieferung nicht zu kontrollieren, aber sehr vieles spricht dagegen. Zunächst die Tatsache, daß sich

Julie Kunze noch in demselben Jahre mit dem Grafen von Einsiedel vermählte, ferner der Umstand, daß die Mitglieder des Körner-Hauses auch in der Folge ohne jede Animosität über Kleist schrieben und ihm eine freundliche Gesinnung bewahrten[1]) (vergl. den Brief S. 97). Schließlich liegen mir auch Briefe aus älterer Zeit von den nächstüberlebenden Verwandten und von wohlorientierter Seite vor, in welchen mit aller Entschiedenheit ein intimes Verhältnis zwischen beiden in Abrede gestellt wird. Wir dürfen wohl annehmen, daß der ganze Vorgang so wenig wahr ist, wie die von Brahm widerlegte Fabel, daß das Mündel Körners das Vorbild für Kleists Käthchen abgegeben habe.

Gleichfalls unkontrolierbar ist ein anderer Vorgang, der uns ebenfalls durch Bülow übermittelt und auf eine ernste Gemütsstörung zurückgeführt wird. Danach soll einmal Kleist in Dresden ganz unvermittelt Frau von Ruehle versichert haben, Adam Müller müsse ihm seine Frau abtreten und den Versuch gemacht haben, Müller allen Ernstes über die Brustwehr der Elbbrücke in den Strom zu stürzen. Medizinisch ist dieser Zwischenfall nicht zu deuten; und das Attentat auf einen Freund, mit dem er bis kurz vor seinem Tode in intimster Gemeinschaft zusammenlebte, an dessen Frau er einen letzten Gruß in der Todesstunde richtet, klingt so unwahrscheinlich als möglich. Am besten tut man wohl, wenn man den ganzen Vor-

---

[1]) Der Brief Theodor Körners, den ich unten anführe (s. S. 156) macht eine scheinbare Ausnahme. Er ist nach dem Tode Kleists geschrieben, nachdem Körner lange Zeit aus dem Elternhause abwesend war.

gang mit Steig[1]) als einen falsch ausgelegten Scherz Kleists auffaßt.

Den höchsten Grad frivoler Berichterstattung bedeutet aber die famose Attentatsgeschichte, die wir schon oben (S. 22) kurz berührt haben. Der ganze Vorgang, wie er berichtet wird, klingt so unwahrscheinlich als möglich; der Maler Hartmann soll ihn zunächst berichtet haben. Ein Märchen, das man Kindern erzählt, kann nicht unglaubhafter lauten. Wenn Wilbrandt sich begnügt hätte, einfach zu referieren, so hätte man ihm das Recht hierzu nicht streitig machen können. Aber in so pietätloser Weise moralisierende Betrachtungen und Folgerungen daran zu knüpfen, ist ebenso unwissenschaftlich als geschmacklos. Es ist wahr, Kleist hat schon im Jahre 1805 von Königsberg aus an Rühle geschrieben: „Warum sich nur nicht einer findet, der diesem bösen Geiste der Welt die Kugel durch den Kopf jagt! Ich möchte wissen, was so ein Emigrant zu tun hat!" Aber in vielen und nicht den schlechtesten Köpfen spukte während der Zeit der Bedrückung der gleiche Gedanke. Von Kleist, der niemals in seinem Leben den Adel der Gesinnung verleugnete, der als Mensch und Dichter stets eine sittlich hohe Weltanschauung vertrat, der während seines ganzen Lebens der gesinnungstüchtige preußische Offizier blieb, ist der Gedanke eines feigen Meuchelmordes mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen.

Aber, könnte man demgegenüber einwenden, ein Gerücht entsteht nicht unvermittelt. Wo haben wir die Quelle desselben zu suchen? Die Anekdote von Kleists Ver-

---

[1]) Reinhold Steig: Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe. Berlin und Stuttgart 1901.

lobung erklärt sich ungezwungen aus einem großen offenkundigen Interesse, das er Körners Mündel entgegenbrachte, das Attentat auf Müller aus einem schlecht ausgelegten und falsch interpretierten Scherze. Wie steht es mit dem Gerücht von einem angeblichen Attentat? Ich glaube die Quelle desselben in einem kurzen Vermerk in der Kleistschen Familienchronik gefunden zu haben. Sofern es sich nicht um hervorragende Familienmitglieder handelt, gibt dieselbe keine zusammenhängende, biographischen Berichte, sondern nur die Hauptdaten und schließlich ohne weiteren Kommentar die Namen der Kinder. So sind auch in der leider ganz kurz gehaltenen Biographie von Heinrich v. Kleists Vater die Namen der Kinder der Reihe nach angeführt. Nur neben dem Namen Ulrikes findet sich auffallender Weise der kurze, aber vielsagende Vermerk:

Ulrike, sehr entschlossen, wollte Napoleon ermorden.

Meine Bemühungen, näheres aus dem Familienarchiv über die Absichten Ulrikes zu erfahren, waren bisher leider erfolglos, aber die kurze Notiz selbst erscheint mir bemerkenswert, weil sie ein Licht wirft auf einen Vorfall, der dem Dichter fälschlich zur Last gelegt wird.

Auf der Jagd nach pathologischen Zügen bei Kleist hat man sich nicht mangels tatsächlichen Materials begnügt mit ungenauen Berichten oder freien Auslegungen, sondern man ist noch einen Schritt weiter gegangen. Es ist geradezu erstaunlich, was alles in der Sucht nach pathologischer Interpretation geleistet worden ist.

Die Briefe aus der französischen Haft atmen gemütliche Ruhe, Zufriedenheit und eine gewisse Heiterkeit. Diese

Gemütsruhe unter ungünstigen Lebensbedingungen — das ist pathologisch. Kleist hat ein Lustspiel verfaßt; unwillkürlich identifizieren wir den Dichter und sein Werk und nehmen an, daß es in heiterer Gemütsverfassung gedichtet ist. Aber das würde zu der supponierten melancholischen Gemütsverfassung des Dichters nicht passen; flugs wird dem heiteren Genrebild eine pessimistische Tendenz untergelegt und Brahm vernimmt den grollenden Ruf des Dichters: „Seht, was ist das für eine Welt, in der ihr lebt! Ihr hadert um ein Nichts; und wenn ihr Recht sucht vor der bestellten Instanz, findet ihr den ärgsten Sünder als euren Richter!“ Aus der Zeit unmittelbar vor der Katastrophe werden Zeugnisse hochgradiger Gemütserregung beigebracht — aus ihnen spricht der Wahnsinn; am letzten Tage frappiert die große Ruhe und vernunftgemäße Erledigung aller Angelegenheiten — auch das ist die Ruhe des Wahnsinns.

Gegenüber diesen und ähnlichen Bestrebungen, mit wahrhaft diabolischer Lust alles, was Kleist tut, denkt und fühlt, in pathologischem Sinne zu deuten, müssen wir, so lange nicht die Forschung der Zukunft neues, einwandsfreies Material beibringt, unsere oben dargelegte Ansicht aufrecht erhalten, nach welcher Kleist, der seine Sturm- und Drangperiode mit ihren gemütlichen Schwankungen, mit ihrer Arbeitsunfähigkeit und seelischen Disharmonie glücklich überwunden hat, seit dem Sommer 1804 sich als eine gereifte, in sich geschlossene Persönlichkeit darstellt von sittlichem Ernste, allumfassender Gemütstiefe und erstaunlicher Arbeitsfähigkeit.

Tieck hat, als er sich der dankenswerten Aufgabe unterzog, Kleists Werke der Öffentlichkeit zu übergeben, den bestehenden Verhältnissen Rechnung tragend, nur die poetischen Schriften gesammelt und herausgegeben und einseitig auch in seinem Lebensbild nur den Dichter gewürdigt. „Er ließ mit Fleiß beiseite, was seinen Zweck, Kleist als Dichter hinzustellen, nicht gefördert hätte.“ Die Zukunft hat wenig nach anderer Richtung ergänzt. Wir können wohl ahnen, daß Kleist eine Kampfnatur war, daß sein Temperament sich nicht daran genügen ließ, nur seine Leier in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, sondern gleich seinem Hermann auch durch die Tat und agitatorisch die Gemeinschaft zu fördern — aber wir haben doch für diese Annahme wenige oder gar keine Anhaltspunkte. Deshalb erscheint mir eine kleine aber inhaltsreiche Notiz bemerkenswert, die mir bisher übersehen zu sein scheint, und die ich in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals v. Hüser [1]) vorfinde.

Aus den Aufzeichnungen des späteren Generals von Hüser von Ende November 1808 geht hervor, daß er um diese Zeit in Berlin als Leutnant außer Diensten lebte, da sein früheres Regiment, von Arnim, aufgelöst worden war; er wohnte bei seinem Vater. Durch Leutnant von Lützow, der Adjutant seines Vater, des gleichnamigen Obersten [2]) war, wurde Hüser in eine geheime Verbindung hineingezogen, die eine Erhebung en masse,

---

[1]) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals der Infanterie von Hüser, herausgeg. von M. Qu. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Maurenbrecher. Berlin 1877.

[2]) voraussichtlich der nachherige Freischärler.

eine Bewaffnung des Volkes, ja einen Sturm, einen Handstreich auf Magdeburg plante und vorzubereiten suchte. Unter anderem wurden auch durch die Verbindung stellenlos gewordene unbemittelte Offiziere unterstützt, die Opfer der Reduktion der Armee waren. Zum Zwecke der Agitation wurden kleine Reisen erforderlich, sowohl um Personen zu sprechen, als auch um in unbedeutenderen, wenig beaufsichtigten Orten Briefe zur Post zu geben, die man in Berlin, wo die Post wie in allen besetzten preußischen Landesteilen unter strengster und brutalster Aufsicht der französischen Okkupation stand, ihr nicht anzuvertrauen wagte. Hier fügt nun Hüser wörtlich hinzu:

„So bin ich zum Beispiel mehrmals bis Baruth geritten, um dort an den als Dichter bekannten Heinrich von Kleist, der unser Gesinnungsgenosse war und in Dresden lebte, Briefe auf die Post zu bringen."

So kurz nnd unscheinbar die Notiz ist, so erscheint sie mir doch von besonderer Bedeutung, weil sie uns Kleist von einer neuen Seite kennen lehrt, und weil sie uns vermuten läßt, daß manche seiner Handlungen nicht bloß, wie man mit einer gewissen Voreingenommenheit schließt, seinem Leichtsinn, seiner Weltunkenntnis oder halber Verrücktheit entsprangen. Wir sehen Kleist in Dresden im Jahre 1808 in Verbindung mit den höchsten militärischen Kreisen und außerdem agitatorisch tätig für einen geheimen Bund, der seinen Sitz in der preußischen Hauptstadt hat; zweifellos war Dresden für die Verbündeten, die einen Handstreich auf Magdeburg planten, ein besonders wichtiges Agitationsfeld. Wir können wohl annehmen, daß die Teilnahme Kleists an den

ersten schüchternen und geheimen Versuchen einer Gegenwehr gegen die Fremdherrschaft nach Jena vermittelt wurde durch seinen Freund Pfuel. Denn Kleist selbst hatte aktiv an den kriegerischen Ereignissen nicht teilgenommen und war auch auf längere Zeit seit dem Königsberger Aufenthalt nicht in Berlin gewesen. Hingegen hatte Pfuel als Adjutant des Generals und Divisionskommandeurs von Schmettau in der Schlacht bei Auerstädt mitgekämpft und war von hier nach Stettin vorausgeschickt worden, wo er für den Plan einer Einschiffung des Blücherschen Korps in Rostock tätig war. Durch die Kapitulation von Ratkau bei Lübeck geriet Pfuel in Gefangenschaft, aus der er freigelassen wurde gegen das Ehrenwort, in diesem Kriege nicht wieder gegen Frankreich zu kämpfen. In der Hoffnung, durch Auswechslung seinem Berufe bald wiedergegeben zu werden, schiffte er sich im Dezember 1806 in Lübeck ein nach Ostpreußen, wo er aber den Wunsch nicht geltend machen konnte. Während dieser ganzen Zeit stand Pfuel in brieflichem, später in persönlichem Verkehr mit Kleist und schließlich machten sich beide Freunde auf den Weg über Stettin nach Berlin. Dabei verfolgte Pfuel den Zweck, die Auswechslung durch die in der Mark und Schlesien aufgetauchten Freikorps zu erreichen. Die Absicht Kleists und der beiden anderen Offiziere in seiner Begleitung ist nicht bekannt; aber es ist wohl nach allem zweifellos, daß Kleist schon damals das Ziel verfolgte, wenn auch nicht aktiv und als Militär, so doch in geheimer Agitation an dem neu erwachenden politischen Leben mitteilzunehmen. Auch das strenge Vorgehen des Feindes, die schwere und hartnäckige Internierung in

Berlin und in Frankreich sprechen wohl dafür, und wenn Kleist der Schwester und anderen brieflich seine Unschuld beteuert, so wird er bei der Gefährdung der Post wohl seine guten Gründe hierfür gehabt haben. Ganz unstatthaft aber ist es, die Königsberg-Berliner Exkursion Kleists ohne weiteres als ein leichtfertiges, schrullenhaftes Unternehmen, als einen Dummenjungenstreich auszulegen, oder wie es Brahm ebenso treffend als schön tut, sie aus Kleists „unweltläufiger Art“ zu erklären.

VI.

Medizinische Betrachtung und Kritik der Kleistschen Werke.

Unterbrechen wir hier die Auseinandersetzungen über den Menschen Kleist, um uns seinen Werken aus dieser wie der folgenden Schaffensperiode zuzuwenden. Vom ärztlichen Standpunkt knüpfen sich an das Studium derselben die folgenden Fragen: Hat Kleist in seinen Werken rein ärztliche und pathologische Fragen erörtert und verwertet? Lassen sich an seinen Helden und Heldinnen ausgesprochen krankhafte Züge nachweisen? Zeigt sich in der Wahl seiner Stoffe, in der Durchführung die eine oder andere pathologische Neigung, die einen Rückschluß auf seine eigene Persönlichkeit zuließe? Lassen seine Werke eine fortlaufende, steigende Entwicklung in geistigem und ethischem Sinne erkennen oder spiegelt sich in ihnen seelische oder moralische Dekadenz?

Wir wissen nichts bestimmtes darüber, aber wir können wohl annehmen, daß Kleist, der sehr häufig krank und bettlägerig war, gelegentlich so krank, daß er allgemein tot gesagt und von seinen Freunden betrauert wurde, viel und häufig mit Ärzten in Berührung ge-

kommen ist. Er hat den zeitgemäßen Fragen, die auf der Grenzlinie von Seelen- und Nervenleben liegen, wie wir aus den Berichten Schuberts und aus den Abendblättern wissen, das weitgehendste Interesse entgegengebracht, aber eigentlich medizinische Studien haben ihm sicherlich ferngelegen. Wir vermissen in seinen Werken die häufigen medizinischen, physiologischen und psychiatrischen Notizen und Auslassungen, die wir bei Goethe und noch weit häufiger bei Shakespeare finden, und wo wirklich Fragen aus diesen Gebieten aufgeworfen oder eingehender behandelt werden, läßt sich eine fremde Quelle nachweisen. So finden wir in der „Marquise" die Schwangerschafts-Erscheinungen und -Beschwerden kurz aber durchaus treffend geschildert, aber ein Vergleich mit der Quelle, welcher der Stoff entnommen[1]), belehrt uns, daß Kleist hier ziemlich wörtlich und mit geringen Veränderungen den „Cent nouvelles de Madame de Gomez" gefolgt ist.

Eigentlich krankhafte Störungen hat man besonders an der Penthesilea zu finden geglaubt. R. Gottschall sagt von ihr: Die Penthesilea ist ein in Einzelheiten grandioser, im ganzen verfehlter Versuch, die Nymphomanie poetisch darzustellen, und nach Erich Schmidt[2]) „wühlte Kleist im sexuellen Wahnsinn". Krafft-Ebing sagt von der Penthesilea: „ein gräßliches Gemälde eines erdachten vollkommenen weiblichen Sadismus bietet

---

[1]) Vergl. Rich. Maria Werner, Kleists Marquise von O.., Sonderabdruck aus der Vierteljahrsschrift f. Literaturgeschichte.

[2]) Heinrich v. Kleist. Ein erweiterter Vortrag. Österreichische Rundschau. Wien 1883.

der geniale, aber zweifellos geistig nicht normale Heinrich von Kleist in seiner Penthesilea". (Psychopathia sexualis. 8. Aufl.) An der Hand einer eingehenden Untersuchung des Textes unter genauer Abwägung aller Motive und mit feinem psychiatrischem Verständnis hat Roettcken[1]) den Nachweis erbracht, daß die psychiatrische Diagnose in Bezug auf den sadistischen Charakter der Penthesilea nicht zutreffend ist, und in seinem Schlußwort weist er darauf hin, daß sich die Gestalten des Dichters in keiner Krankheitsregistratur als ganzes unterbringen lassen. Auch von einem anderen Gesichtspunkte ist die Anschauung, als habe Kleist in seinem Drama ein sexuell-psychologisches Problem bühnengerecht gestalten wollen, zu widerlegen. Aus dem von mir neuerdings veröffentlichten ergänzenden Fragment zu einem Kleistbriefe vom Jahre 1807 geht hervor, daß Kleist die Szene, in welcher er vor der Darstellung bestialischer Instinkte nicht zurückschreckt (23. Auftritt) erst nachträglich hinzugedichtet und dem Drama eingefügt hat. Dieselbe Anschauung hat unabhängig von dem Briefe schon früher Niejahr[2]) vertreten, der gleichzeitig auch den Nachweis erbracht hat, daß der in dem Bericht der Meroe über den Tod des Achill geschilderte abschreckend grauenhafte Vorgang den Bacchen des Euripides nachgedichtet ist. Die entsprechende Stelle des griechischen Dramas hat nicht bloß in der Form dem Dichter als Vorbild gedient, sondern hat ihm zugleich das ganze Schlußmotiv geliefert. Auch die merkwürdigen

---

[1]) H. Roettcken, Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte. Neue Folge VII.

[2]) Niejahr, Kleists Penthesilea. Sonderabdruck aus der Vierteljahrsschrift f. Literaturgeschichte.

Störungen des Bewußseins und der Erinnerung bei Penthesilea, auf welche Roettcken[1]) hingewiesen hat, finden ihr Analogon bei Euripides.

Man kann nach alledem wohl darüber streiten, ob vom poetischen Standpunkte und vom Standpunkte des ästhetischen Geschmacks die Entlehnung, Anwendung und Umdichtung des antiken Motivs zu rechtfertigen ist, man kann diskutieren über Kleists Forderung in dem Briefe an seine Freundin, das weibliche Element vom Besuche des Theaters fernzuhalten, und man braucht durchaus nicht das Empfinden des modernen Menschen bei der fraglichen Szene schwächlich und sentimental zu nennen, im Gegensatz zu der von aller Sentimentalität und Prüderie freien Natur des antiken Publikums — aber der so oft und in allen Variationen gegen Kleist erhobene Vorwurf, daß aus seinem Werke ein Hang zu wollüstiger Grausamkeit spreche, ist ungerechtfertigt und läßt sich nicht aufrechterhalten.

Über die geistige Verfassung seiner Helden und Heldinnen läßt uns Kleist niemals im Unklaren. In seiner scharfen, knappen Charakteristik und seiner abgerundeten Motivierung zieht er genau die Grenzlinie zwischen geistiger Störung und geistiger Intaktheit. Die vier Bilderstürmer in der heiligen Cäcilie erklärt er ausdrücklich für verrückt; Kohlhaases Mandat aus dem Lützener Schloß ist in einer „Art Verrückung" unterzeichnet; bei anderen Gelegenheiten wieder hebt er deutlich hervor, daß Worte, Handlungen, seelische Äußerungen nicht im pathologischen Sinne gedeutet werden dürfen.

---

[1]) Roettcken l. c.

So im „Käthchen von Heilbronn", die trotz alledem nicht dem Schicksal entgangen ist, als Sexualpsychopathin gedeutet zu werden.

Im „Käthchen von Heilbronn" benutzt Kleist angeblich als treibendes Motiv eine der Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, den Somnambulismus und Hypnotismus. Man hat die Auffassung geltend gemacht, als habe Kleist dem somnambulistischen Problem ein besonders großes Interesse entgegengebracht und habe nach eingehenden Studien dieses Gegenstandes bei Schubert in Dresden, bei Gmelin in Heilbronn oder anderen eine Somnambule auf der Bühne verkörpert. Mir erscheint diese Auffassung nicht richtig, und wenn Kleist, wie es aus der Darstellung von Karl du Prel[1]) hervorzugehen scheint, in erster Reihe die Absicht gehabt hätte, die geheimen Vorgänge im Seelenleben seiner Somnambule bühnenmäßig zu gestalten, so wäre ihm nicht der Vorwurf zu ersparen, daß seine Darstellung nach mancher Richtung mit unserer wissenschaftlichen Auffassung nicht in Einklang zu bringen ist. Es ist wohl richtig, daß Kleist die Merkmale der Suggestion und des Hypnotismus sehr zutreffend geschildert hat, aber für die Voraussetzung, von der Kleists Handlung ausgeht, für den übereinstimmenden Traum und die gleichlautende, sich ergänzende Vision zweier meilenweit entfernter und sich vollkommen unbekannter Menschen läßt sich eine wissenschaftliche Erklärung nicht abgeben.

Du Prel hat diesen Umstand ganz unerörtert ge-

[1]) Carl du Prel, Käthchen von Heilbronn als Somnambule. Separatabdruck aus der Allgem. Zeitung vom 18. Nov. 1890.

lassen. Morris[1]) glaubt, daß Kleist die Anregung zu diesem sich ergänzenden Doppeltraum von Schubert erhalten hat, der in seiner Schrift (Die Symbolik des Traumes) Beispiele anführt von Menschen, die in einem und demselben Zimmer oder Hause schliefen, zu gleicher Zeit einen und denselben, ja sogar sich gegenseitig vervollständigenden Traum geträumt haben. „Ähnliche Fälle, wo derselbe Traum von zwei naheverbundenen Personen, z. B. Ehegatten, oder von Mutter und Kind, zu gleicher Zeit geträumt wurde, sind mehrere bekannt.“ Zwischen diesen Anschauungen Schuberts und dem von Kleist geschilderten Vorgang ist keine Spur von Analogie, und der korrekt und konsequent denkende Kleist würde niemals den Fehler begangen haben, einen einfachen Vorgang in so verkehrter Weise zu verwerten. Wenn Schubert nahestehende und aufs innigste verbundene Personen, die in einem und demselben Hause wohnen, gleichmäßig und korrespondierend träumen läßt, so hat dieser Vorgang für eine physiologische Erklärung keine Schwierigkeiten; ganz anders aber liegt es in dem Falle, den Kleist verwertet, wo es sich um zwei ganz fernstehende Menschen, die nicht das mindeste voneinander wissen und keine gemeinsamen Berührungspunkte haben, handelt. Hier hört jeder Versuch einer wissenschaftlichen Erklärung auf. Die Motive und die Absichten Kleists waren zweifellos andere; ihm kam es nicht darauf an, ein wissenschaftliches Problem zu verwerten, sondern eine legendäre Gestalt aus der Volkssage zu verkörpern. Daß ihm das nicht in dem

---

[1]) Morris, Das Käthchen von Heilbronn und Gottlieb Heinrich Schubert. Berlin 1899.

Maße oder in dem Sinne, wie er es gewünscht hat, gelungen ist, daß das märchenhafte Problem nicht klar genug zum Ausdruck gekommen ist, das hat Kleist selbst am meisten bedauert. Aber wir können dem Verständnisse nachhelfen und die wahre Tendenz des Stückes verstehen, wenn wir die Legende vom Käthchen, welche Kleist aufgegriffen und verwertet hat, zum Ausgangspunkt der Handlung machen.

Der Dichter hat die Legende bei seinen militärischen Streifzügen durch Schwaben kennen gelernt. Er bewahrte selbst das gedruckte Flugblatt noch auf, das er auf einem Jahrmarkt gekauft hatte.[1]) Die Käthchen-Legende wurzelt im frommen Wunderglauben des 13. Jahrhunderts; auch in der alten Volkssage von dem, ihrem durch Gott gesandten Bräutigam folgenden Mädchen waltete die Magie der Wahlverwandtschaft und des Magnetismus. In dem Glauben des Mittelalters ist das Oberhaupt des heiligen römischen Reichs, der deutsche Kaiser, mit einer eigenen Glorie umstrahlt; er teilt mit dem Papst die Herrschaft über die Christenheit. Seine im Verborgenen lebende Tochter erscheint würdig genug, daß ein Engel ihr einen ebenbürtigen Bräutigam zuführe.

Kleist fand also den ganzen Stoff des Dramas und vor allem auch den Ausgangspunkt — den Traum in der Sylvesternacht — im Volksmärchen gegeben und ebenso auch die Motive angedeutet für das eigen-

[1]) Ich entnehme die Tatsachen einer Besprechung der ersten und zweiten Aufführung des Käthchens in Dresden in der Abendzeitung vom 15. Dezember 1819 durch Boettiger, der dem Dichter in Dresden persönlich nahegestanden hat.

artige und wunderbare Wesen des Mädchens. Ihr Verhalten nach der Vision hat der Dichter in einer alle Ansprüche der Wissenschaft vollauf befriedigenden Weise gezeichnet. Sobald sie den Grafen in der Werkstatt des Vaters sieht, wird die Erinnerung an die nächtliche Vision bei ihr angeschlagen, sie erkennt den ihr vom Cherub zugeführten Ritter. Die nächtliche Vision hat in ihr eine Suggestion zurückgelassen, deren Quelle ihr unbewußt geblieben, der entsprechend sie sich aber verhalten muß, wie es eben bei einem posthypnotischen Befehle der Fall ist. Ihr unbewußt macht sich bei der ersten leibhaftigen Begegnung sofort der magnetische Rapport geltend, dessen Unwiderstehlichkeit bis zur physischen Anziehung geht — daher tierischer Magnetismus —, so daß sie beim Hinwegreiten des Grafen aus dem Fenster stürzt. Die hypnotische Suggestion ist der Bann, unter welchem Käthchen steht, dem sie sich nicht zu entziehen vermag, und den sie selbst nicht begreifen kann.

Mit einer verblüffenden Sicherheit wird das Rätsel in der Szene unter dem Hollunderbusch gelöst, in dem Zwiegespräch zwischen dem Grafen und dem schlafenden Mädchen. Wie sie, die die äußere Gebundenheit der Sinne mit innerem Wachsein verbindet, seine Einwände widerlegt, wie sie mit ihren verschärften Sinnen seinen eigenen ihm unklaren Zustand erkennt und sein Inneres durchschaut, wie sie sich gewisse Vorstellungen und Bilder — das grasende Pferd 2c. — von ihm suggerieren läßt, wie sie endlich erinnerungslos aufwacht, ohne jede Kenntnis von dem, was sie eben erzählt und nur in dem Bewußtsein, gegen sein Verbot gehandelt zu haben — das alles ist so physiologisch richtig und so durchaus wahr geschildert,

wie es nur die intimste Kenntnis feinster Seelenvorgänge vermag. Ob Kleist seine Kenntnisse sich in den Vorlesungen und Unterhaltungen von Schubert geholt hat, ob er den Physikus Gmelin in Heilbronn besucht und dort hypnotischen Séancen beigewohnt hat, ob er endlich schon bei Zschokke, der ebenfalls den „posthypnotischen Befehl" novellistisch verwertete, Anregung gefunden — das erscheint mir gleichgültig. Nachdem Mesmer den tierischen Magnetismus wiederentdeckt hatte, war derselbe ein zeitgemäßes Problem geworden, mit dem sich Ärzte sowohl als Dichter — und unter ihnen namentlich die Romantiker — auf das eifrigste beschäftigten, und daß auch Kleist diesen Problemen das größte Interesse andauernd entgegenbrachte, hat er späterhin noch in den „Berliner Abendblättern" bewiesen.

Im Käthchen vermischt sich also in eigenartiger Weise ein Märchenmotiv mit einem psychologischen Problem, wie es schon im Volksmärchen selbst angedeutet liegt. In der ursprünglichen Absicht des Dichters war zweifellos die Verkörperung des Volksmärchens, die Dramatisierung des Wunders die Hauptsache, und ganz fern hat es ihm gelegen, wie du Prel es will, eine Somnambule auf die Bühne zu bringen. Bei den meisten Nachtwandlern, vielleicht bei allen, ist eine nervöse, erbliche Belastung vorhanden, und um in dem Zuschauer keinen Augenblick die Vorstellung aufkommen zu lassen, als sei eine krankhafte Neigung oder seelische Störung das Motiv für die Handlungsweise seiner Heldin, läßt der Dichter gleich im ersten Auftritt seinen Waffenschmied von ihr sagen: „Gesund an Leib und Seele, wie die ersten Menschen, die geboren worden sein mögen." Käthchen hat keinen Zug eines

krankhaft nervösen, blutleeren, nachtwandlerisch-hysterischen Mädchens, sie ist jeden Augenblick die gesunde tatkräftige Heldin, die hoheitsvolle Kaisertochter; mit bloßer kindlicher Naivität kann die Darstellerin billigen Beifall erringen, der Figur aber nicht gerecht werden. Die demütigste Hingebung und willigste Selbstaufopferung, die Verleugnung aller äußeren Zucht mit der innigsten Jungfräulichkeit muß sie mit eigenem Zauber auf das intimste zu verschmelzen wissen, um alles, was sie tut und erfährt, als ein fortdauerndes Wunder erscheinen zu lassen. Daß das märchenhaft Wunderbare im Charakter seines Käthchens nicht so scharf zum Ausdruck gekommen ist, wie er es ursprünglich beabsichtigte, darauf dürfte sich in erster Reihe der Vorwurf beziehen, den der streng kritische Dichter selbst später gegen sein Stück erhoben hat.

Ähnlich wie im Käthchen hat Kleist auch im „Prinz Friedrich von Homburg" gleich im Beginn des ersten Aufzuges deutlich erklärt, daß sein nachtwandelnder Prinz nicht im pathologischen Sinne aufgefaßt werden dürfte. Beim Anblick des Prinzen äußern die Damen des Hofes ihre Besorgnisse.

Kurfürstin: Der junge Mann ist krank, so wahr ich lebe.
Prinzessin Natalie: Er braucht des Arztes —
Kurfürstin: Man soll ihm helfen, dünkt mich,
Nicht den Moment verbringen, sein zu spotten!

Darauf läßt der Dichter Hohenzollern entgegnen:

Er ist gesund, ihr mitleidsvollen Frauen,
Bei Gott, ich bins nicht mehr! — —
Es ist nichts weiter, glaubt mir auf mein Wort,
Als eine bloße Unart seines Geistes.

Hier sagt also Kleist ganz ausdrücklich gleich im Anfange seines Dramas, was für das Verständnis seines

Helden von größter Wichtigkeit ist, daß wir sein eigenartiges Verhalten und Benehmen nicht als krankhaft auffassen, und daß wir keine neuropsychopathische Disposition bei ihm voraussetzen dürfen.[1]) Mit besonderer Absicht scheint mir Kleist hier den Ausdruck „Unart des Geistes" gewählt zu haben. Es ist eine befremdende Erscheinung, die wir bei den geistig hochstehenden Zeitgenossen Kleists finden, welche große Rolle in ihrem Seelenleben Visionen und Traumvorstellungen spielen. Selbst Goethe erzählt von gelegentlichen Visionen, und der mit Kleist befreundete Tieck scheint in mancher Periode ein vollständig dem Realen entrücktes visionäres Geistesleben geführt zu haben. Kleist, dessen korrektes und scharfes Denken auf realen mathematisch-physikalischen Studien basierte, scheint hier mit Absicht gegen eine geistige Unart seiner Zeitgenossen Stellung zu nehmen.

Man könnte gegen die Motivierung Kleists einwenden, daß wir, wie schon oben erwähnt, nach unseren heutigen Anschauungen beim spontanen Somnambulismus stets eine nervöse Disposition glauben annehmen zu müssen. Aber streng wissenschaftlich ist das Verhalten des Prinzen überhaupt nicht als Somnambulismus in unserem Sinne aufzufassen. Das ergiebt sich aus der ergänzenden Erzählung Hohenzollerns im fünften Aufzug,

[1]) Mir ist unerfindlich, was Dr. H. Gilow in seiner Schrift: „Die Grundgedanken in Heinrich von Kleists Prinz Friedrich von Homburg" zu der Annahme veranlaßte, daß Hohenzollern später im fünften Aufzug herausklügelt, Homburg sei pathologisch zu nehmen und daher zu entschuldigen. Ich finde für diesen vermeintlichen Widerspruch keinen Anhaltspunkt an dieser Stelle.



wo dieser berichtet, wie er den Prinzen erweckt und ihn nach dem Erwachen findet:

> Den ganzen Vorfall, gleich als wär's ein Traum,
> Trägt er bis auf den kleinsten Zug mir vor;
> So lebhaft, meint er, hab er nie geträumt. —

Die minutiöse Erinnerung im wachen Zustande ist eine Erscheinung, wie sie sich beim wirklichen Somnambulismus nicht findet. Hier wie im Käthchen hat es Kleist durchaus ferngelegen, auf Grund wissenschaftlicher Studien den Somnambulismus auf die Bühne zu bringen; dagegen spricht auch die von ihm verwertete ganz laienhafte Vorstellung von dem Einflusse des Mondes auf den Nachtwandler (Wohin, im Schlaf, wie Du nie glauben wolltest, Der Mondschein ihn gelockt). Käthchen wie Homburg sind geistig und psychisch gesund, und es ist eine irrige Vorstellung, sie als Psychopathen aufzufassen.

Ein kurzes naturwissenschaftlich-medizinisches Glaubensbekenntnis hat Kleist in einem Aufsatz niedergelegt, der sich in den Abendblättern findet, und den zuerst Steig bekannt gegeben hat. Der Aufsatz ist betitelt: „Wissen, Schaffen, Zerstören, Erhalten." Die Tendenz des Aufsatzes ist gegen Napoleon gerichtet, aber kurz und andeutungsweise nimmt Kleist hier Stellung zu medizinischen und naturwissenschaftlichen Fragen, die seine Zeit bewegten. Vom Standpunkt unserer modernen Naturanschauung erkennen wir mit Staunen die Klarheit und Bestimmtheit, mit der Kleist hier die Grenze des Naturerkennens gezogen hat. Auch zu den medizinischen Fragen seiner Zeit nimmt er Stellung:

„Wozu doch unsre ärmlichen sich einander jagenden physischen nnd medizinischen Theorien, phlogistische und antiphlogistische, Hufelandsche und Brownsche[1]) Wasser- und Branntweinsysteme?“

Und an einer anderen Stelle bekundet er eine fortgeschrittene physiologisch-chemische Auffassung in den folgenden Ausführungen:

„Wir essen und trinken täglich die mannigfachsten Dinge. Aber wissen wir wohl, wie jede Gattung Speise uud Trank auf uns wirkt?“

„Wir sehen, daß Milch durch Zutun eine Säure gerinnt. Wir schließen daraus, daß dieses auch im Magen der Fall sein müsse, wenn wir auf Milch Säuren zu uns nehmen, und daß die Verdauung dadurch zum Nachtheil unserer Gesundheit unterbrochen werden würde.“

„Wir bedenken nicht, daß der Magen und die innere Organisation der Verdauung dazu kommt, und ganz andere Erfolge hervorbringt, als wir im Destillier-Kolben sehen. Und doch sind unsre mehrsten diätetischen Regeln von einer hypothesiellen Analogie dieser äußeren chemischen zur inneren Gährung abgezogen, und unsre mehrsten Arzneimittel hierauf gegründet. Wir schließen: Chinarinde hat den Cajus und Mevius vom Fieber geheilt; also heilt sie jedermann. Wir vergessen dabei, daß jeder Mensch eine Welt ist, seine eigentümliche Welt in

---

[1]) Die Stellungnahme Kleists gegen den Brownianismus ist um so bemerkenswerter, da dieser grade unter den Romantikern in Deutschland die größten Anhänger zählte. John Brown, 1736 geboren, hatte ein System begründet, dessen Grundgedanke die Auffassung des Lebens als eines Erregungszustandes war; letzterer geht nach ihm hervor aus einer Wechselbewegung zwischen der organischen Reizbarkeit und den äußeren Reizen. Eine zu hohe oder zu geringe Erregbarkeit bedingt das Wesen der Krankheit. Dementsprechend werden asthenische und sthenische Krankheiten unterschieden und stärkende oder schwächende Mittel angewendet.

seinem Innern trägt, und selbst im organischen Baue von jedem andern abweicht."

Wir begnügen uns mit diesen kurzen Zitaten. Sie lassen uns wie zahlreiche andere Andeutungen des Aufsatzes eine fortgeschrittene physiologisch-medizinische Auffassung erkennen, mit der Kleist der Wissenschaft seiner Zeit weit vorausgeeilt war.

Bietet Kleist in seinen Geistesprodukten dem Mediziner wenig kritisches Material, so hat im Gegensatz hierzu die literarische Forschung desto ausgiebiger krankhafte Züge des Autors entdeckt, in der Auswahl seiner Stoffe und in der Verarbeitung desselben. Man hat aus seinen Werken herausgelesen: einen krankhaft gesteigerten Hang zum Mystischen, eine Vorliebe für das Nackte und Unsittliche, für das Schreiende, Gräßliche; man hat seine Novellen, Dramen und Gedichte als Poesien der Grausamkeit, der Wollust und des Hasses bezeichnet, und da bei Kleist alles so durchaus originell durchgearbeitet ist, daß nur er allein hindurchschimmert, so ergab sich der Rückschluß auf seine Persönlichkeit ganz von selbst. Es ist sehr schwer, vom Standpunkt des Neuropsychologen hierzu Stellung zu nehmen, einmal weil es schwierig ist, die Grenze zu bezeichnen, wo das normale Gefühl aufhört und pathologische Gefühlsausbrüche einsetzen, dann aber auch, weil die literarische Kritik sich in ganz allgemeinen und schwer kontrollierbaren Ausdrücken gefallen hat. Julian Schmidt sagt wohl über Kleist: Vieles in seinen Dichtungen läßt sich nur pathologisch erklären — aber was und worin er das Pathologische findet, darüber läßt er sich im einzelnen nicht aus. Versuchen wir auf diese Fragen eine Antwort zu finden und die angeblichen

krankhaften Neigungen bei Kleist aus seinen Geisteswerken heraus zu diagnostizieren.

Kleist ist in seinen dramatischen nnd novellistischen Werken der Dichter strengster Konsequenz — als solchen hat ihn Brentano schon bezeichnet; er verfolgt seine Motive bis zur äußersten Spitze, und er schöpft das innere Seelenleben seiner Helden bis auf den letzten Rest aus. Daher kommt es, daß die Gefühle seiner Helden, sei es im Haß oder in der Liebe, bis zu einem Grade gesteigert sind, den wir nicht wieder in Literatur und Poesie finden. Das Temperament macht den Dramatiker, und in Kleists Stücken weht uns ein Temperament entgegen und eine Wucht der Leidenschaft, bei der selbst der nüchterne Hörer zeitweise die Besinnung verliert. Aber der Grad der Leidenschaft bestimmt nicht das Krankhafte, und selbst das auf die Spitze getriebene Gefühl ist nicht krankhaft, solange es sich aus der Anlage der Charaktere, aus den Motiven, dem Milieu ergibt.

Kleists Hermann beseelt, wie Julian Schmidt schreibt, ein „wahrhaft diabolischer Haß“. Aber dieser Held verkörpert den Fanatismus des nationalen Hasses und der tiefsten Erbitterung einer Epoche niedrigster Unterdrückung. Und kein Zweifel: die innerste Stimmung jener Zeit, das Gefühl des unerträglichen Druckes, das sich, frei und hoch aufatmend, in den Schlachten der Befreiungskriege entlud, läßt sich aus dieser Tragödie besser erkennen, als aus vielen historischen Schriften. Und man kann noch einen Schritt weitergehen. Mit Recht sagt Treitschke: der Haß des Dichters ist nur eine Kehrseite seiner innigen Liebe. Das zeigt sich in seiner Hermannschlacht, deren Wirkung auf den Zuschauer nicht in dem Haß und Diabolismus zu suchen ist,

sondern in der glühenden Vaterlandsliebe, die erst den Haß gebar; das im Kohlhaas, wo ähnlich sich Haß- und Rachegefühl aus der Liebe zu Wahrheit und Recht entwickelt. Es ist falsch, wenn Pniower[1]) Kleist einen kräftigen Hasser nennt, der sozusagen den Haß liebte und dies als Mensch wie als Künstler bewies. Soweit es den Menschen Kleist betrifft, widerspricht dem das Urteil aller maßgebenden Zeitgenossen, und der Haß des Dichters resultiert aus einem warmen, allgemein menschlichen Gefühl. Jedes berechtigte Gefühl der Menschenbrust ist ein Objekt des Dichters, und Kleist durfte in dem Hasse die letzte und höchste Empfindung des deutschen Mannes seiner Zeit sehen und anerkennen. Wo hat jemals ein Dichter feuriger und naturkräftiger zu seinem Volke gesprochen als Kleist in seiner Germania und anderen von gleichem Geiste durchwehten Liedern dieser Periode? Auch die Leidenschaft und das Rachegefühl der Penthesilea verrät keinen krankhaften Zug; in der Brust der Amazonenkönigin aus vorhistorischer Zeit darf der Dichter Leidenschaften mit einer Heftigkeit wirken lassen, für welche das Innenleben einer fortgeschrittenen Kulturperiode nicht als Maßstab herangezogen werden darf; nur an den Gestalten des Euripides, dem rasenden Herkules u. s. w. darf Penthesilea gemessen werden.

Ohne weiter auf eine Kritik der Novellen, die sich hier einfügen, einzugehen, fassen wir unsere Ansicht dahin zusammen, daß Kleist ein Temperament, eine dramatische

---

[1]) Otto Pniower: Heinrich von Kleists Michael Kohlhaas. Brandenburgia, Dezember 1901.

Wucht und Energie besitzt, die, wo es nottut und sich aus der Eigenart der Situation und der Charaktere ergibt, selbst vor dem Grausigsten und vor den Tiefen der Leidenschaft nicht zurückschreckt; in solchen Szenen mag der Dichter peinlich und beängstigend wirken, sie mögen „dem gemütvollen, gern in die Weite schweifenden deutschen Wesen fast unheimlich erscheinen"; wer sie sich nicht gefallen lassen will, den kann man nicht zwingen, vielleicht nicht einmal tadeln — aber mit aller Entschiedenheit ist der Vorwurf zurückzuweisen, als ob seine bis ins Ungemessene gesteigerte Gefühlsäußerung ein krankhaftes Symptom ist; davor schützt ihn seine Konsequenz, seine Motivierung, seine absolute Gefühlswahrheit.

Auch in der Vorliebe des Dichters zum mystisch-phantastischen, in seinem Hang zum romantischen, in seiner Neigung, selbst historische Begebenheiten mit übersinnlichen Momenten zu verweben, hat man einen krankhaften Zug gesucht. Sehr treffend schreibt Steig über die Eigenart Kleists: „In Kleist aber wohnte dicht neben seiner bis ins Mystische sich steigernden Phantasie ein sehr praktisches Wirklichkeits- und Natürlichkeitsbedürfnis, zwei scheinbar getrennte Eigenschaften, auf deren Vereinigung aber noch heute Adel und Offizierkorps in Preußen beruht." Ich möchte hinzufügen, daß grade die intimsten, den Offizierskreisen angehörenden Freunde Kleists, wie ich bei anderer Gelegenheit zu zeigen beabsichtige, diese merkwürdige Mischung in ausgesprochenstem Maße aufwiesen. Aber während sich ihr Mystizismus gelegentlich in nebelhafte Fernen verstieg, hat Kleist niemals den realen Boden unter den Füßen verloren; und es spricht am besten für seine gesunde geistige Organi-

sation und seine fest fundierte reale Vorbildung, daß er sich nie, wie so viele andere, in den Irrgängen der mystischen Naturphilosophie verloren hat. Kleists Mystizismus hat nichts zu tun mit dem eines Zacharias Werner und anderer; ihm ist das mystische Beiwerk nur Mittel zum Zweck, wie wir es für die meisten in Betracht kommenden Stellen nachweisen können. Man vergleiche nur die Mystik seiner Poesie mit der von Zacharias Werner, Houwald, Grillparzer (Ahnfrau). Bei Kleist ist nichts Laune und Schrulle, seine Mystik entspringt aus einer reinen Kunst und stimmt sinnvoll überein mit den innerlichsten Vorgängen. So lange das mystische Beiwerk die klare und unbeirrte Charakteristik nicht stört oder sie ersetzt, sondern im Gegenteil wie bei Kleist, die Entfaltung des inneren Seelenlebens noch fördert, bleibt es das gute Recht des Dichters. Wenn Kleist aus dem Molièreschen Lustspiel ein tiefsinniges Mysterium schuf, indem er griechischen Mythus und christliches Dogma zu einen suchte, so hat ihm dabei voraussichtlich eine der vielen Bearbeitungen, welche die frevelhafte Verwandlungsposse im ähnlichen Sinne verwendeten,[1]) als Muster gedient. Daß die Bearbeitung des Stoffes im Kleistschen Sinne übrigens dem Geiste seiner Zeit entsprach, dafür spricht doch die enthusiastische Aufnahme des Stückes durch Adam Müller und Gentz. Wie man aber auch das Versuchsdrama Kleists beurteilen möge, das Recht kann man billigerweise dem

---

[1]) Vergl. W. Ruhland: Kleists Amphitryon, eine Studie, Berlin 1897.

deutschen Dichter nicht absprechen, vom pantheistischen Standpunkte Schellingscher Philosophie den Gegenstand zu bearbeiten, zumal auch im antiken Mythus die Vermählungen des Zeus gewöhnlich einen symbolischen Sinn haben. Die Verwendung des Mythischen und Sagenhaften im Käthchen und seine organische Verknüpfung mit streng wissenschaftlichen Problemen haben wir oben schon erörtert und ebenso darauf hingewiesen, daß der Dichter im „Prinzen" scharf gegen das romantisch-mystische Traumleben, als gegen eine geistige Unart seiner Zeit vorgeht. Am meisten befremdend wirkt der zweite supranaturalistische Teil des „Michael Kohlhaas", der sich scheinbar nur schwer vereinigen läßt mit der ersten streng realistischen Hälfte der Erzählung. Aber wir wissen heut nach den sorgfältigen Quellenforschungen von Otto Pniower[1]), daß das Mystisch-Fantastische auch in Leutengers' Bericht von Kohlhaase, der Kleist vorgelegen, angedeutet ist, und daß Kleist die Anregung zur Verwendung überirdischer Eingriffe aus der alten Literatur erhalten hat. Zigeunerspuk und übernatürliche Prophezeiung hat Kleist in gleicher Weise verwendet, um den schroffen Ehrenmann, der gegen die unerschütterlichen Satzungen der Staatsordnung verstoßen, seine Strafe und Buße zu geben und andrerseits dem mannhaften Vertreter des Rechtes und der Allgemeinheit eine triumphierende Genugtuung zu teil werden zu lassen. In der Tat: Kohlhaas, der lieber den Tod erleidet, als daß er dem Kurfürsten den Zettel mit der Prophezeiung ausliefert, der dem Kurfürsten von Sachsen seine von Wohl-

---

[1]) Otto Pniower l. c.

sein glänzenden Rappen abtrotzt und dafür dem römisch-deutschen Kaiser seinen Kopf gibt, ist ein musterhafter tragischer Held. In der „heiligen Cäcilie“ hat der Dichter, wie wir Steigs sorgfältigen Untersuchungen entnehmen, den legendären Stoff und die Erzählung von den übernatürlichen Vorgängen tendenziös benutzt, um gegen die durch Hardenbergs Edikt bestimmte Säkularisation aller geistlichen Güter und die Aufhebung der Klöster, politische Opposition allerfeinster und allerschärfster Art zu machen.

Die angeführten Beispiele dürften genügen, um zu zeigen, in welchem Sinne wir Kleists Mystizismus zu deuten haben. Kleist behandelt oft und vielleicht mit einer gewissen Vorliebe transzendentale Fragen, aber niemals geschieht dies in einem Sinne, der uns berechtigte, daraus einen krankhaften Zug seines Wesens zu diagnostizieren. Der mystische Beigeschmack liegt entweder in dem Stoffe selbst und in dem Quellenmaterial angedeutet, oder er ist ihm ein Mittel, mit welchem er in feinster Ausnutzung ganz bestimmte Tendenzen verfolgt. Kleists umfassende dichterische Persönlichkeit wird mit einem Gattungsnamen nicht erschöpft; man mag ihn Romantiker nennen, aber den sonst üblichen krankhaft romantischen Zug wird man bei ihm vermissen.

Es wird berichtet, daß Kleist alles Gemeine und Niedrige haßte, und daß alles Unsittliche und Unschöne ihn empörte; der geringste Verstoß gegen die Sittlichkeit, sagt Julian Schmidt, ein Blick, eine Miene konnte ihn außer Fassung bringen. Aber seine Zurückhaltung und Prüderie hatten für ihn nur persönliche Geltung. Wie wir in seinen Briefen an Schwester und Braut ge-

legentlich Stellen finden, in denen er mit seltenem Freimut die intimsten Geständnisse ablegt, so war für ihn auf dem Gebiete der Kunst und Poesie die schrankenloseste Freiheit und Entfaltung sinnlicher Kräfte gestattet. Mit einer unerbittlichen Rücksichtslosigkeit verfolgt er besonders in seinen Novellen die verfänglichsten Probleme in der Beziehung der Geschlechter. Anfangs sah man hierin einen Verstoß gegen die Gesetze der Ästhetik, später ein krankhaftes Symptom. So äußert sich Julian Schmidt: Fast in jedem seiner Stücke, namentlich in den Novellen, finden sich anstößige Szenen, zuweilen durch gar keinen inneren Grund gerechtfertigt, oder mit einer beleidigenden Paradoxie vorgetragen. Zwar wird er nie lüstern, er stellt nicht das Sinnliche dar, sondern nur das Nackte, aber auch in dieser Vorliebe für das Nackte liegt eine gewisse Empörung gegen die sittlichen Begriffe des Zeitalters." — Ähnlich äußert sich Treitschke: „Er schildert gern das Nackte, und seine lebensvolle Sinnlichkeit berührt oft die Grenzen, welche die schöne Wärme der Leidenschaft von der fliegenden Hitze des Gelüstes trennt." — Einen Schritt weiter geht Stommel[1]), wenn er schreibt: Ein anderes Symptom seines überreizten Nervensystems ist bei Kleist die mit der Hysterie häufig verbundene krankhafte Vorliebe für das Nackte. Dieselbe ist doppelt merkwürdig bei seinem lebhaft entwickelten Schamgefühl — — — die Vorliebe für das Nackte fassen wir als Symptom eines pathologischen Zustandes auf, welcher Ähnlichkeit mit der Hysterie hat." Auch Sadger[2]) sucht darin ein Kenn-

[1]) K. Stommel l. c.

[2]) Sadger l. c.

zeichen der Belastung, „daß derselbe sittenreine Mensch in fast allen Novellen ein sinnliches Motiv zum Mittelpunkte wählt und fast in jedem Stücke anstößige Reden, Szenen oder Charaktere bringt."

Der Ausdruck, der sich fast allenthalben findet, und der Kleists „Vorliebe für das Nackte" hervorhebt, scheint mir nicht glücklich gewählt. Es ist richtig, sein schrankenloser Mut und seine unerbittliche Konsequenz schrecken nicht zurück vor den gewagtesten Situationen und vor den heikelsten Problemen des Sexuallebens — aber all das bietet sich von selbst, ist nicht gesucht und ist in einer Weise behandelt, die jeden Vorwurf des Sinnenkitzels und des Cynismus ausschließen muß. Verfolgt man die Entwicklung des Dichters, so fällt es auf, daß er zunächst nur Stoffe wählt, in denen er einen lieblichen Frauencharakter zum Mittelpunkte eines Vorgangs macht, und in denen er uns diesen, wenigstens was die ersten Arbeiten betrifft, in annähernd der gleichen Situation vorführt. Kohlhaase macht wohl eine Ausnahme, aber diesen Stoff hatte er nicht selbst und aus freien Stücken gewählt, sondern er war ihm von Pfuel zugetragen; auch Guiskard sollte das Andenken seiner Schwester der Nachwelt übermitteln, und es läßt sich nach einer Briefstelle annehmen, daß er auch hier den Schwerpunkt in die weibliche Heldin zu legen beabsichtigte. Schon in den Schroffensteinern ist der Charakter der Agnes mit besonderer Sorgfalt gezeichnet. Und dann der liebliche Charakter der Eve, in ihrer Scheu, den alten Sünder zu entlarven, die sie trotz der vollkommenen Reinheit des eigenen Gewissens lange nicht überwinden kann, in der schwierigen Situation zwischen dem faunischen

Richter und dem tölpligen Geliebten, der nicht zart genug empfindet, um vor der Hand die Schuld, spätere Aufklärungen erwartend, um ihrer Ehre willen auf sich zu nehmen — das gibt zusammen ein Bild von ganz wundervoller Anmut. Und eine gerade Linie führt von der Eve über die Marquise zur Alkmene. Es erscheint nur zu begreiflich, daß der Dichter der Eve diese Stoffe aufgreifen mußte, um sie mit wärmster Teilnahme zu durchströmen. Hier wie dort wird uns ein vollkommen reiner, weiblicher Charakter vorgeführt, verwickelt in allen Folgen verletzter Keuschheit, siegreich gegen einen gewaltigen Andrang äußerer Bedrängnis durch die innere Gewalt der Unschuld. Mit klarem Bewußtsein sehen wir den Dichter vorwärtsstreben von einem Punkte aus, auf dem er sicher und fest stand. Was im Lustspiel nichts war als eine peinliche, das Zartgefühl verletzende Situation, das wird in der Erzählung und im Drama die Seelenqual eines reinen Weibes gegenüber einer unbewußten Schuld. Möglich, daß die Probleme und die Stoffe selbst die Konvenienz verletzten, aber in ihrer Behandlung zeigt sich der natürliche Adel einer reinen Gesinnung. In der Marquise ist das Motiv im Beginn der Erzählung nur ganz kahl angedeutet und flüchtig eilt der Dichter darüber hinweg, um sich in eine feine und ernste Seelenschilderung zu vertiefen. Man vergleiche nur hiermit den vielgerühmten Roman der Sand, Consuelo, wo das gleiche Motiv zweimal mit abstoßender Anschaulichkeit geschildert ist. Es erscheint mir auch bemerkenswert, daß Kleist, dem man eine Vorliebe für sexualpathologische Probleme unter Hinweis auf Penthesilea vorgeworfen, das gleiche

Motiv aus der Vorlage der Marquise nicht benutzt hat. Im Amphitryon hat Kleist mit höchster Kunst über die schwierigsten und heikelsten Szenen seinen keuschen Glanz ausgebreitet. Dasselbe gilt für die beiden folgenden Dramen, die eine weitere Etappe in der Entwicklung Kleists bedeuten für Penthesilea und ihren entgegengesetzten Pol, das Käthchen. Mit Recht behauptet Bulthaupt, daß „in der eigentümlichen Art, mit der Kleist das Widrige behandelt, nicht der kleinste Teil der originellen, zaubervollen Wirkung seiner Poesie liegt“. Eine weichliche Lüsternheit hat man im Käthchen zu finden geglaubt. Wir können unter Hinweis auf unsere früheren Auseinandersetzungen (s. o.) über diesen Vorwurf hinweggehen und uns genügen lassen an dem Worte Treitschkes über das Käthchen: Freilich muß man die Ansprüche der absoluten Kritik daheim lassen. Der zarte Duft des volkstümlichen Stückes verfliegt, wenn wir mit so derber Hand daran treten.

Ein Dichter wie Kleist, für den noch über Shakespeares Maßstab hinaus Wahrheit und Wirklichkeit einziges Gesetz ist, wird kraft seines Genies niemals vor der Aufnahme extrem sinnlicher Motive zurückschrecken. Der öffentlichen Prüderie seiner Zeit hat Kleist keine Konzessionen gemacht, ja er hat zur Hebung des Theaters und zur Pflege des Dramas Bühnen für nötig gehalten, vor denen die Frauen wie bei den Griechen ausgeschlossen waren — wobei ihn wohl auch der Gedanke geleitet hat, daß seine besten Stücke Bekenntnisse sind nur verständlich für den reifen Mann, den verwandte Seelenkämpfe erschüttert haben (Treitschke). Gerade in der Behandlung sexueller Probleme manifestiert sich die Keuschheit

von Kleists Sinnesart; die verfänglichsten Situationen schildert er mit der Unbescholtenheit eines Spartaners, mit der Unschuld eines Kindes. Darum klingt es geradezu absurd, wenn man aus Kleists Werken Geschmacklosigkeit, Lüsternheit, Unsittlichkeit oder gar einen krankhaft gesteigerten Sexualtrieb herauszulesen geneigt ist.

Über die letzte Frage, die uns vom Standpunkt medizinischer Diagnostik interessiert, können wir uns an dieser Stelle kurz fassen. Es ist von keiner Seite bezweifelt worden, daß von den Schroffensteinern bis zum Prinzen, d. h. also bis zum Beginn der Berliner Periode der Genius Kleists sich immer stolzer, sicherer und progressiv anwachsend entfaltet hat. Was es mit dem geistigen Verfall in den letzten Jahren seines Lebens auf sich hat, das wollen wir später gesondert betrachten. Hier genügt es uns, seine dichterische Entwicklung kurz zu skizzieren von dem Standpunkte aus, der uns speziell interessiert. Wir haben in einem früheren Abschnitt hervorgehoben, daß in der ersten Periode seines Schaffens die Unfähigkeit zu geschlossener dichterischer Komposition ihren Grund hatte in psychischen Störungen, die durch äußere Verhältnisse bedingt sind. Aber sobald das innere Gleichmaß wiederhergestellt ist, beginnt eine lange Periode stetiger Fortentwicklung. Das im einzelnen zu verfolgen, kann nicht unsere Aufgabe sein. Uns kann es nur darauf ankommen, diejenigen Züge hervorzuheben, die das Gesunde im geistigen Schaffen Kleists kennzeichnen.

Kleist besitzt die Fähigkeit zu *geschlossener Komposition*; allen seinen Werken ist vor allem eins eigen, worauf in erster Reihe ihre Wirkung beruht: *die absolute Gefühlswahrheit*. Da ist alles frei von jeder Phrase, da

imponiert die großartige Unsentimentalität und die Schlichtheit des Ausdruckes, auch an Stellen, wo sich Unerhörtes vollzieht. Bei Kleist sind die Dinge groß, nicht die Worte. Mit der Kunst und Einheit der Darstellung, mit der Konsequenz und Konzentration der Durchführung verbindet sich ein starkes ästhetisches Empfinden, das die Harmonie in allen Teilen seiner Dichtungen, auch den divergierendsten, schafft. Dieser Riese an Dichterkraft schreckt vor nichts zurück, aber er sucht nicht die Schrecknisse; sie geben sich ihm von selbst. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, glaube ich mit diesen wenigen Andeutungen die charakteristischen Merkmale hervorgehoben zu haben, welche die geistige Harmonie und die geistige Gesundheit Kleists verbürgen. Man vergleiche nur in der angegebenen Richtung die Werke Kleists mit denen eines Lenz, Günther, Lenau oder mit den Dichtern, welche ihm an geistiger Produktivität und dichterischer Phantasie vielleicht am nächsten stehen, mit Grabbe und Brentano — und auch dem Laien kann es nicht verborgen bleiben, daß die Geistesprodukte Kleists frei sind von allen krankhaften Zügen, die uns dort auffallen. Wie immer man die Persönlichkeit des Dichters beurteilen mag, aus seinen Werken spricht: volle geistige Gesundheit, eine hohe ethische Persönlichkeit, ein abgeklärtes harmonisches Seelenleben.

VII.

Kleists Aufenthalt in Berlin. Das Ende.

1810 und 1811.

Kleists letzte Lebensperiode, welche er in Berlin zubrachte, umfaßt die Zeit vom 4. Februar 1810 bis zu seinem Tode am 21. November 1811. Unter dem Einflusse der unseligen Tat am Wannsee hat man geglaubt, diesem letzten Lebensabschnitt einen bestimmten Zuschnitt geben zu müssen. Neben dem körperlichen ein zunehmender geistiger Verfall, — das ist die Tendenz, nach welcher offensichtlich alle Biographien des Dichters geschrieben sind. Knüpfen wir zunächst an unsere vorausgehenden Betrachtungen und versuchen wir die für uns wichtigste Frage zu beantworten, ob die Arbeits- und Schaffensfähigkeit des Dichters auf der Höhe geblieben, ob sich in seinen Geistesprodukten im Gegensatz zu den früheren die Stigmata geistiger Dekadenz erkennen lassen, — kurz ob sich das Geistesleben des Dichters in auf- oder absteigender Linie bewegt.

Wenn wir die sämtlichen Biographien Kleists bis zu der letzten, umfangreichen Brahms, die kurzen Lebens-

bilder, die Studien über Kleists Schaffen, seinen Stil, seine Sprache 2c. durchgehen, so bekommen wir unmittelbar den Eindruck, als ob es sich in den letzten Jahren um das typische Bild der Dementia praecox handelte. Rein künstlerisch betrachtet, bietet der Dichter nach diesen Schilderungen unverkennbar alle Zeichen des Niederganges, ihm ist die Fähigkeit zu geschlossener Komposition verloren gegangen, er ist befangen im ödesten Mystizismus; was in seinem Stil lebendig und individuell erfunden war, das wird gekünstelt und zu toter Manier. „Ein Absteigen in künstlerischer und in technischer Hinsicht, so äußert sich Brahm, und darüber hinaus ein Absteigen in den Stoffen. Wie seine Personen begreift er selbst die Welt nicht. Der Dichter des Prinzen von Homburg verliert sich in Spukgeschichten und Legenden, schildert italienischen Aberglauben, katholische Wunder; und er schildert sie nicht mehr als ein feiner Künstler, der, über den Dingen stehend, durch ein poetisches Interesse zu ihnen hingezogen wird, — er selbst ist unfrei, ein Gefangener der Romantik." Über Kleists Stil und Sprache äußert sich Kade[1]): „Kleist zerfiel immer mehr mit der gebrechlichen Einrichtung dieser Welt. Er „paßte sich nicht mehr unter die Menschen", verlor den menschlichen Boden, damit auch die Bedingungen für seine Kunst und Sprache. Wie er selbst sich immer mehr in ein Scheinleben hineinkünstelt, so lebt sich auch seine Sprache in Künsteleien hinein und verfängt sich in ihren eigens gestellten Netzen. Der ruhige gesetzmäßige Satzbau wird gelöst,

---

[1]) Richard Kade: Heinrich von Kleist und seine Sprache. Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht. 3. Heft.

jemehr sich des Dichters Geist von den Gesetzen der Menschheit löste. — — Die letzte Stufe der Kunst ist häufig schon die erste zum Verfall."

Das sind vereinzelte Stichproben, welche die allgemeine Auffassung über das dichterische Schaffen und den Stil Kleists in dieser Periode wiedergeben. Noch absprechender sind die Urteile über die von Kleist im Winter 1810/11 herausgegebenen Abendblätter. Wollten wir alles, was darüber gesagt worden, in wenigen Worten zusammenfassen, so würde unser Urteil etwa folgendermaßen ausfallen: Der Stempel geistiger Erschöpfung und die Zeichen intellektuellen und psychischen Verfalles treten namentlich bei seinem letzten literarischen Unternehmen in erschreckender Weise zu Tage. Schon in ihrer äußeren Ausstattung kennzeichnen sich die „Berliner Abendblätter" als ein Erzeugnis der Not und Dürftigkeit, „klein Oktav, graues Löschpapier, stumpfe Lettern, die von mittlerer Größe unter Anwendung aller Hilfen der Raumersparnis bis zu den kleinsten Augentötern herabstiegen." [1]) Dieser äußeren Ausstattung entspricht der Inhalt des Blattes. An innerer Planlosigkeit leidend, bringt es „bunt zusammengewürfelte Artikel über Fragen der inneren Politik und das Theater, dichterische Beiträge und Polizeiberichte", Anekdoten, Lückenbüßer und Papierschnitzel, die nebenher vom Schreibtisch abgefallen waren. Man sieht, Kleists Journal scheint der ausgesprochene Typus eines Winkelblattes. Treitschke, der sich durch eine ebenso liebevolle als formvollendete Würdigung der Dichterwerke Kleists

---

[1]) Rudolf Köpke: Heinrich von Kleists politische Schriften und andere Nachrichten zu seinen Werken. Berlin 1862.

ein großes Verdienst um ihre Wertschätzung bei seinen Zeitgenossen erworben hat, trifft kein Vorwurf, wenn er, gestützt auf das literar-ästhetische Material, die ganze letzte Schaffensperiode nach dem Prinzen mit den wenigen Worten abtut: „Noch einige schlechte Novellen, einige kleine Anekdoten, um wenig Geld für ein Berliner Winkelblatt hastig auf das Papier geworfen und der Dichter — „legt die Leier tränend aus den Händen".

Das war in großen Zügen das Bild, welches die literarische Forschung dem ärztlichen Gutachter bot, der überall die Kennzeichen eines rapiden fortschreitenden geistigen Verfalls bis zum ausgesprochenen Blödsinn vorfand, und der sein Gutachten dahin abgeben mußte, daß vollkommene Geisteszerrüttung und Wahnsinn dem Dichter schließlich die Pistole in die Hand drückte.

Heut ist unsere Auffassung eine andere geworden; Kleist erscheint uns in einem neuen Lichte: als der zielbewußte Kämpfer, der seine Aufgabe darin sucht, als Führer der geistigen Elite in Berlin das Volk sittlich zu stählen und aufzurütteln, sein nationales Selbstgefühl zu wecken und zu heben und es in der Periode tiefster Erniedrigung vorzubereiten auf die Stunde der Befreiung. „Es ist eine irrige Geschichtskonstruktion, als gleiche die Reihe seiner Berliner Tage einem steten Absinken zur allerletzten Stufe, von der nur noch der Absturz in die Tiefe übrig blieb" (Steig). Wenn unsere ärztliche Auffassung von Kleists Persönlichkeit eine andere geworden ist, wenn wir heut das Märchen von Kleists Geisteskrankheit nicht mehr aufrechterhalten können, so verdanken wir dies dem gründlichen Quellenwerke von R. Steig: Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe. Hier werden wir eingeführt

in die Geisteswerkstatt des Dichters, wir lernen ihn kennen und würdigen in seinen allseitigen Bestrebungen, wir sehen seine literarischen Arbeiten entstehen, die, obgleich nur zum Teil bekannt, einen staunenswerten Umfang annehmen. Wenn etwas geeignet ist, uns mit der kleinlichen, kraftlosen, unterwürfigen Zeit zu versöhnen, in der er lebte, so ist es der Mut, die Geschicklichkeit, die Würde, mit der hier Kleist an der Spitze bedeutender Männer kämpft. Indem Steig den Dichter und Helden im Zusammenhang mit den historischen Geschehnissen schildert und in dem Milieu, in dem er schafft, indem er das eigentlich Kernhafte in Kleists Wesen, Person und Poesie hervorhebt und ihn der rein literarischen Atmosphäre entrückt, in welcher er nie mit vollem Zug geatmet hat, ist sein Werk fruchtbringend und maßgebend geworden für die gesamte Kleistforschung und bildet im Zusammenhang mit seiner jüngst erschienenen „Neuen Kunde zu Heinrich von Kleist" die Grundlage aller weiteren Studien.

Es kann natürlich unsere Aufgabe nicht sein, die umfangreiche Tätigkeit, die Kleist als geschickter und zielbewußter Journalist und Redakteur entfaltete, bis in allen Einzelheiten zu verfolgen, aber wir wollen an der Hand von Steigs Buche versuchen, die oben wiedergegebene Auffassung von der Bedeutung der Abendblätter und von Kleists geistigem Schaffen zu widerlegen.

Die Berliner Abendblätter sind die erste täglich erscheinende Zeitung in Berlin. Während die alten Berliner Blätter nur dreimal in der Woche herauskommen, folgt allabendlich eine Nummer des neuen

Blattes, mit Ausschluß der Sonn- und Feiertage. Jede Nummer, einen Viertelbogen von vier Seiten stark, das Format ein handliches Oktav, der Preis so gering wie möglich. Gleich die erste Nummer, erzählt Steig, erregte ungeheures Aufsehen in Berlin. Eine so tief-ernste, feierlich-religiöse Sprache, wie sie Heinrich von Kleist in dem einleitenden „Gebet des Zoroaster" redete, war im aufgeklärten Berlin ganz unerhört. Der Rationalismus hatte längst religiöse und göttliche Dinge aus der öffentlichen Diskussion verbannt. Kleist griff zu dem einzigen Mittel, was ihm blieb, die Wahrheit romantisch zu umhüllen. Er nannte sein Gebet ein „Gebet des Zoroaster", und tut, als sei es eine Übersetzung, die geliefert werde. Das folgende „Fragment eines Schreibens aus Paris" gehört zu den bloß amüsanten Zugaben, mit denen man die Leser ins Garn locken wollte. Paris war damals „aktuell". Den Beschluß machen Tagesbegebenheiten, redaktionelle Mitteilungen oder sonstige Notizen, bei denen, wollte der knapp gewordene Raum nicht zulangen, kühn zu kleinen, ja den allerkleinsten Typen gegriffen wurde. Niemals eine Annonce. Immer nur Inhalt, vom ersten bis zum letzten Worte jeder Nummer. Einen ganz neuen Artikel bildeten von Beginn an die Polizei-Rapporte, ebenso wie die Abendblätter die erste Zeitung war, die Besprechungen über Kunst, Ausstellungen rc. brachte. Allmählich zog man alle bedeutenden Fragen des geistigen und staatlichen Lebens in den Kreis der Betrachtung. Ein Geist durchdrang die sich folgenden Artikel. Religion, Königtum, Vaterland wurden als die heiligen Güter, ohne die kein Heil möglich sei, der preußischen Nation wieder vor das

Auge gestellt. Die Vossische und die Spenersche Zeitung waren wie im Spiele überflügelt, jedermann las die Abendblätter, selbst der König. Der Andrang des Publikums zur Ausgabe war so außerordentlich, daß schon nach acht Tagen ein größeres Lokal beschafft werden mußte. Der Absatz beschränkte sich aber nicht auf Berlin allein. Die Abendblätter drangen, freilich nur in Monatslagen, auch nach Königsberg und Breslau durch; ja sie überschritten die preußische Grenze und gelangten nach Hamburg, Kassel, Dresden, Wien.

Man sieht aus dieser kurzen, Steig entnommenen Darstellung, welche Bedeutung, Verbreitung und Einfluß dieses vermeintliche Winkelblatt hatte. Der ganze, reiche und umfassende Inhalt der Berliner Abendblätter muß Kleist zugeschrieben werden. Wohl wurde er von seinen gleichgesinnten Freunden mit Beiträgen unterstützt, aber alles trägt den Geist und den Charakter des Kleistischen Stils, den er allem aufzudrücken pflegte, das, gedruckt oder geschrieben, ihm zur Aufnahme in sein Blatt geeignet schien. Was Kleist hier geleistet hat, darf aber nur von dem Standpunkte beurteilt werden, daß es sich um die Tagesarbeit eines Journalisten handelte, und daß alles nicht wie beim Phoebus für das literarische und gebildete Publikum, sondern für die große Masse des Volks geschrieben wurde. Von diesem Standpunkte aus müssen wir aber sowohl der großen Geschicklichkeit, mit der Kleist unter dem Druck der Verhältnisse in maskierter Form seine leidenschaftliche Parteinahme zum Ausdruck bringt, unsere Bewunderung schenken, als dem tapferen Mute, der dem allmächtigen Staatskanzler ebenso kühn die bittersten, wenn auch wegen der Zensur verhüllten

Wahrheiten sagte, wie Männern von dem Rufe eines Pestalozzi, Fichte, Iffland &c.

Daß aber Stil, Sprache, Darstellungskunst sich auch in der Tagesarbeit auf der gleichen Höhe erhielten, dafür spricht die allseitig wegen ihrer geschlossenen, plastischen Darstellung gerühmte Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege, die nicht, wie Bülow annimmt, aus dem Jahre 1806—1805 bei Bülow ist wohl nur ein Druckfehler — stammt, sondern sich erst im 6. Abendblatte findet. Sie ist ein Meisterstück der von Kleist geschaffenen „dramatischen Erzählung“ mit dem atemlosen Zwiegespräch zwischen dem ängstlichen Wirt und dem preußischen Reiter, diesem Prachtkerl ohne Furcht und Tadel. Der ganze Glanz Kleistscher Diktion und die Kraft seines Stils spricht aus dieser tendenziös zugespitzten kurzen Erzählung, in der Wirt und Reiter wie leibhaftige Menschen vor uns stehen, eben deshalb, weil sie wie wahre Menschen reden. Auch die Energie, die aus Kleists Novellen dieser Periode spricht, sucht ihresgleichen. Freilich ihnen fehlt das blühende Kolorit und das üppige Fleisch Titians, aber sie haben die Knochen Michelangelos. Das Grauenvolle im „Findling“ ist gepaart mit dem innig Zartesten, und im „Zweikampf“, dieser glorreichen Feier deutscher Frauenwürde, hat die Kraft und die Tugend des deutschen Mittelalters in all ihrem Glanz menschlicher Charakterwürde ihr unerreichtes, poetisch vollendetes Meisterbild.

Gelegentlich verleiht der Dichter seiner Muse den höchsten poetischen Schwung, wie er namentlich in den Gedichten an die Königin Luise zum Ausdruck kommt. Sie zeigen uns die äußerst peinliche Arbeit des schwer

zu befriedigenden Dichters. Man vergleiche, sagt Treitschke, das lange Gedicht an die Königin Luise, mit dem schönen prägnanten Sonette, das offenbar aus jenem Entwurf entstanden ist, und man wird ahnen, wie viel Gedankenarbeit in diesen wenigen Zeilen liegt.

Überblicken wir die Summe von Arbeit, die in den Abendblättern liegt, bedenken wir die aufreibenden Kämpfe mit der Zensur, die Kleist mehr als die Hälfte aller eingereichten Artikel zurückwies, fügen wir hinzu, daß Kleist außerdem noch sein letztes Drama bearbeitete, die Erzählungen herausgab, einen zweibändigen Roman vollendete, daß zweifellos noch eine große Anzahl von Arbeiten in auswärtigen Blättern sich vorläufig noch ganz und gar unserer Kenntnis entziehen — so stehen wir staunend vor dieser Riesensumme von Arbeit, die nicht im mindesten der der vorausgegangenen Periode nachsteht. Nichts im geistigen Schaffen und Ringen des Dichters verrät die Dekadenz, und die psychiatrische Sonde wird sich vergebens bemühen, in den Werken des Dichters aus dieser Zeit etwas Pathologisches herauszufinden. Gegenüber der Erfahrung, daß die beginnende Geistesstörung sich gewöhnlich schon Jahre voraus in den Geistesprodukten zu erkennen gibt, muß diese Tatsache um so schwerer ins Gewicht fallen. Gerade Kleists Werke aus der letzten Periode, soweit sie uns bekannt sind, verraten eine geistige Höhe, einen dichterischen Schwung, eine sittliche Kraft, wie sie nur dem gereiften, geistig gesunden und gesitteten Manne innewohnen können. Steig hat recht, wenn er von dem Dichter sagt[1]: „Nicht als ein

[1] Berliner Kämpfe. Vorwort V.

dem Verhängnis bereits verfallener Mann, nein, frisch und gesund erschien er unter den Seinigen in Berlin, kindergut, arm und fest."

Wir sehen Kleist während seines Berliner Aufenthaltes in einem sehr ausgedehnten geselligen Leben. War doch damals die Epoche der großen Seelenbündnisse und der Freundschaften. Die geistig Hervorragenden der ganzen Welt fanden sich wie zu einer unsichtbaren Loge zusammen, um diese Welt, die allerdings nicht die beste war, in Gedanken besser aufzubauen. Die grausam festgehaltenen Schranken zwischen den Ständen sanken, und auch die Geschlechter gaben ihre Unterschiede auf im Geben und Nehmen, Schaffen und Genießen. Aus diesem Gefühl heraus rief Rahel Levin ihr: „Es winken sich die Geister aller Zonen!" Kleist folgte diesem allgemeinen Zuge seiner Zeit, neben den alten entstehen neue Bündnisse und Freundschaften, und wir verfolgen den Dichter in einen ausgedehnten geselligen Verkehr innerhalb aller Schichten der Bevölkerung. Wir sehen ihn in den Kreisen des höchsten Adels und der Offiziere, er bildet den geistigen Mittelpunkt der „christlich-deutschen Tischgesellschaft", der Vereinigung der neuen Patriotengruppe, welcher Adel und höheres Bürgertum angehörte und welche „das historische Prinzip gegen den ungeschichtlichen Geist der Revolution" verteidigte, er verkehrt in dem Kreise Rahels (Rahel — Varnhagen — Robert — Fouqué), er ist der Gast in reichen Bankiershäusern, der Hausfreund bei Frau Sander, beim Verleger Reimer u. a. — kurz, sein geselliges Talent tritt hier ebenso deutlich zu Tage wie bei seinem Dresdener Aufenthalte. Auch seine Laune und sein

Humor sind ihm trotz der drückenden Verhältnisse geblieben, wie einige humoristische und fein satirische Arbeiten in den Abendblättern und auch die neuerdings von Steig veröffentlichten Briefstücke in den Hamburger gemeinnützigen Unterhaltungsblättern erkennen lassen. In den Briefen aus der letzten Periode seines Lebens spricht eine heitere Ruhe, eine reife Weltanschauung, eine einsichtige Klarheit, und selbst Brahm glaubt gerade in den Briefen der letzten Zeit, nicht in den Werken, die Spuren einer möglichen neuen Entwicklung zu entdecken.

Kleists Lebenstrieb war noch nicht erloschen, seine Lebenskraft nicht gebrochen, als er freiwillig in den Tod ging. Aus der kurzen Anzeige, mit welcher Kleist am 30. März 1811 den Beschluß der Abendblätter seinen Lesern ankündigte, spricht nicht der resignierte Ton eines Gebrochenen und Verzweifelten, sondern die resolute und energische Entschlossenheit seines Kohlhaas, der gewillt ist, sich sein Recht zu suchen und den Kampf weiterzuführen. Freilich, die aufreibenden Kämpfe gegen einen übermächtigen Feind waren offenbar an Kleist nicht spurlos vorübergegangen, und der prüfende Blick des Arztes erkennt an manchen Äußerungen von ihm und Berichten über ihn während der Konflikte mit Raumer und anderen eine befremdende nervöse Gereiztheit.

Nach der aufreibenden Tätigkeit für die Abendblätter und nach ihrer Vernichtung folgte für Kleist ein sehr trauriger Sommer und Herbst. Er arbeitet mit fast übermenschlicher Anstrengung für das tägliche Brot und für die Existenz, die Teilnahmlosigkeit des Publikums und die gehässige Kritik gegen seine letzterschienenen

Werke — Käthchen und erster Band Erzählungen — konnte nicht spurlos an ihm vorübergehen, das Ringen nach einer gesicherten Stellung und die Schwierigkeiten, welche ihm die Hardenberg-Partei in den Weg legte, mußten ihn erbittern. Dazu kam, daß der gesellige Verkehr sich immer mehr einschränkte; der Adel war auf dem Lande, die Patriotengruppe in alle Winde zerstreut. Das ganze Gefühl der Verlassenheit kommt in dem Brieffragment zum Ausdruck, das ich kürzlich der Öffentlichkeit übergab [1]). Kein Wunder, daß sich Kleist in seinem Verlangen nach Geselligkeit immer enger den wenigen zurückgebliebenen Freunden und unter ihnen vor allem Frau Vogel anschloß. Die Schwierigkeit der Situation wurde noch vermehrt durch körperliches Leiden. Wir haben schon erwähnt, daß Kleist häufig und lange Zeit ans Krankenbett gefesselt war, und auch in den letzten Lebenswochen lesen wir in den Billets an die Rahel und andere von krankhaften Zuständen. Das mag wohl auch die Veranlassung gegeben haben zu dem Gerücht, daß Kleist oft ganze Tage im Bette zubrachte. Um die Art seiner Krankheit zu konstatieren, dazu fehlt uns jeder Anhaltspunkt. In einem ungedruckten Briefe aus dem Jahre 1805 spricht er selbst einmal von Rheumatismus und Fieber. Sollte es sich um Gelenkrheumatismus oder Wechselfieber gehandelt haben? Wie dem auch sei, jedenfalls war die Situation im Herbst 1811 für ihn eine sehr kritische. Er war bankerott in seiner materiellen Existenz, in allen seinen Hoffnungen und Erwartungen getäuscht; die Gestalten seiner Phan-

---

1) Euphorion l. c.

tasie, wie aus geschliffenem Granit gearbeitet, waren dem marklosen Geschlecht seiner Zeitgenossen unzugänglich und unverständlich geblieben. Der Dichter darbt und als er eine Anstellung im Heere findet, fehlt ihm das Geld zur Equipierung.

Man hat des Dichters Selbstmord teils aus der verzweifelten Situation, in der er sich befand, und die sich noch steigerte durch das Zerwürfnis mit seiner Familie, teils aus einem krankhaften Selbstmordtrieb zu erklären versucht. Der Frau, die mit ihm in den Tod ging, ward dabei im wesentlichen die Rolle einer Statistin zugewiesen. Sein lange angebahnter Weg zum freiwilligen Tode führte ihn durch den Zufall, der ihm die Frau in die Arme trieb, schließlich an das gesteckte Ziel. Versuchen wir zunächst uns Klarheit darüber zu verschaffen, ob wirklich ein krankhafter Trieb zum Selbstmord die Katastrophe am Wannsee erklärt, und ob die äußeren Lebensbedingungen des Dichters die Veranlassung zu der Tat waren.

Kleists ganzes Wesen beherrscht von frühester Kindheit an, wie seine Biographen wollen, die Zwangsidee, die schließlich in der Katastrophe vom Wannsee ihre Erfüllung findet. Die auf hereditärer Belastung zurückzuführende Todessehnsucht Kleists habe dabei eine ganz bestimmte spezifische Färbung: jedesmal, wenn er sich in tiefster Seele unglücklich fühlt, sei sein erster Gedanke, in Gemeinschaft mit einem Freunde das Erdendasein zu verlassen. Wenn man weiter diese Zwangsideen wieder ableitet von einer knabenhaften Verabredung mit einem Vetter, so haben wir schon früher nachgewiesen, auf wie schwachen Füßen diese ganze Voraussetzung beruht. Was

hat es mit dieser angeblichen Selbstmordmanie des Dichters auf sich? Daß es sich um eine angeborene Zwangsidee nicht gehandelt haben kann, beweist eine Briefstelle des jungen Kleist an seine Schwester. Der mißratene Selbstmordversuch eines Freundes, der, da die Pistole versagte, von der Gefühlsüberreizung einige Tage krank blieb, erschütterte ihn damals auf das tiefste; er spricht von einer solchen Tat mit der größten Erbitterung und schalt sie gemeine Feigheit, die zugleich die größte Sünde sei. Sadger hat also unrecht, wenn er sagt, daß „die Zwangsidee von frühester Knabenzeit an sein ganzes Leben sichtbarlich durchzieht“. — In den späteren sophistischen Betrachtungen der Kleistschen Briefe finden sich ganz unpersönliche Bemerkungen über den Selbstmord, die mit einem gewissen Pathos das alte Zenonianische Motto variiren: Mors licet, cui vivere non placet. In seinen dichterischen Werken, die so recht das Spiegelbild seiner eigenen Seele sind, und sein Denken und Fühlen so deutlich zum Ausdruck bringen, ist die Lebensanschauung eine aufopfernde, heroische, freudige; keinen seiner Helden läßt der Dichter sterben, wie er selbst unterging. Es wäre schwer zu erklären, wie eine das ganze Wesen und Leben des Dichters beherrschende Zwangsvorstellung, in seinen Geisteswerken so garnicht zum Ausdruck kommen sollte. Ich leugne nicht, daß Kleist gelegentlich dem einen oder andern Freunde den gemeinsamen Selbstmord vorgeschlagen hat, will sogar zugeben, daß das Gerücht viel für sich hat, daß Kleist in St. Omer durch Pfuels Zuspruch von dem entscheidenden Schritte abgehalten wurde. Befand er sich doch damals in einer psychischen Verfassung, in

welcher er nicht für sein Tun im vollen Umfange verantwortlich war. Im Leben Schillers gibt es ähnliche Augenblicke, und Goethe schreibt an Zelter im Anschluß an den Selbstmord von dessen Sohn: „Über die Tat oder Untat selbst weiß ich nichts zu sagen. Wenn das taedium vitae den Menschen ergreift, so ist er nur zu bedauern, nicht zu schelten. Daß alle Symptome dieser wunderlichen, so natürlichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Innerstes durchraft haben, daran läßt Werther wohl niemand zweifeln. Ich weiß recht gut, was es mich für Entschlüsse und Anstrengungen kostete, damals dem Willen des Todes zu entkommen, sowie ich mich aus manchem spätern Schiffbruch auch mühsam rettete und erholte."

Diejenigen, welche immer neue Belege dafür erbringen, daß Kleist von dem oft geplanten Selbstmord nur durch die Intervention anderer abgebracht wurde, um schließlich in einer gleich gestimmten Frau die Todesgefährtin zu finden, vergessen dabei, daß diese Darstellung entschieden der Annahme einer geistigen Erkrankung oder einer Zwangsidee widerspricht. Denn der Geisteskranke oder von einer fixen Idee beherrschte Selbstmörder wird sich nur sehr schwer von seinem Entschluß, zu wiederholten Malen ganz gewiß nicht abbringen lassen; es hält schon schwer genug, ihn in geschlossener Anstalt und bei strengster Überwachung vor sich selbst zu schützen. Schon Buckle sagt, daß die Versuche zu Mord oder Diebstahl in sehr vielen Fällen unterdrückt werden können nnd werden, ein beabsichtigter Selbstmord aber selten vereitelt wird. Derjenige, welcher sein Leben zu enden

entschlossen ist, handelt gegen alle Erwartungen, entgeht der Ueberwachung und dem Dazwischentreten anderer, und sein Selbstmord erscheint als ein von seiner Umgebung völlig unabhängiger Akt, also als unmittelbarstes Ergebnis des eigenen Wollens. Man ersieht aus dieser Darstellung, wie die ganze Auffassung von einem geistesgestörten Zustand, dessen hervorstechendstes Symptom als Selbstmordtrieb im Leben Kleists bei jeder Gelegenheit hervortritt, jeder Erfahrung und allen wissenschaftlichen Voraussetzungen widerspricht. Gerade solche Leute, die immer mit dem Selbstmordgedanken spielen und den Tod anscheinend sehnsüchtig erstreben, sind gewöhnlich nicht ernst zu nehmen. Ein klassisches Beispiel hierfür ist der extremste Dichter des Weltschmerzes, Giacomo Leopardi. Er, der in allen seinen Dichtungen in tausend Tönen seine Todessehnsucht singt, er, der in der Liebe und im Tode die einzigen freundlichen Genien des Lebens erblickte, er, der das Recht der Selbstvernichtung bei vielen Gelegenheiten (Sappho — Bruto minore) mit einer wahrhaft erschreckenden Beredsamkeit verteidigte, er klammerte sich in der Todesstunde noch ängstlich an das Leben, und beim ersten Gerücht von der Annäherung der damals unheimlich auftretenden Cholera verlangte er, daß man ihn halbtot und mit halb erstarrten Gliedern nach seinem Häuschen am Vesuv hinbringe.

Wenn wir nach alledem bei Kleist von einer geistigen Erkrankung oder einer krankhaften, angeborenen Zwangsidee als Motiv des Selbstmordes absehen müssen, so könnten wir die Ursache im übertriebenen Alkoholgenuß (Lombroso) oder in der Opiumsucht (Julian Schmidt)

suchen; beide Laster liefern bekanntlich einen erschreckend großen Prozentsatz Selbstmörder. Indes alles was nach dieser Richtung Kleist nachgesagt wird, ist offenbar so aus der Luft gegriffen und vollständig unmotiviert, daß es wohl überflüssig ist, darauf näher einzugehen. Für uns gilt das Wort Dahlmanns: Kleist erlag seiner Hoffnungslosigkeit ꝛc. ꝛc. — so viel ich irgend weiß keiner anderen Leidenschaft.

Nach der üblichen Darstellung, die der Selbstmord Kleists findet, können wir ihn medizinisch auch erklären aus einer psychischen Depression und aus der den melancholischen Zuständen am nächsten verwandten Gemütsverfassung, welche wir mit dem Ausdruck „Lebensüberdruß" bezeichnen. Die hervortretenden Merkmale dieses Zustandes sind: die geistige Depression, das Übermaß der auf die eigene Person gerichteten Aufmerksamkeit, verkehrte Empfindsamkeit, wobei das Leben zur unerträglichen Last wird, und die Rücksichten auf andere, die Außenwelt völlig zurücktreten. Auch diese überreizte Unzufriedenheit mit dem Dasein ist eine wirkliche Krankheit des Gehirns, eine krankhafte Veränderung des Nervensystems, die wir gerade bei Dichtern und Geistesarbeitern häufig vorübergehend oder andauernd antreffen. Nach der Darstellung seiner Biographen soll Kleist in dieser Verfassung in den Tod gegangen sein, und äußere Momente sollen allmählich die Seelenstimmung, welche im taedium vitae gipfelte, herbeigeführt haben. Demnach erlag Kleist der Ungunst der Verhältnisse, der leiblichen Not, seinem aussichtslosen Streben und dem Gleichmut seiner Zeitgenossen, seiner düsteren, nagenden Hoffnungslosigkeit und der Verzweiflung am Vaterlande.

Mir macht es den Eindruck, als ob man künstlich hier eine Erklärung konstruiert hätte, um mit Worten und Phrasen die Begriffe zu ersetzen. Ich will nicht leugnen, daß die angeführten Momente auf Kleist eingewirkt und bis zu einem gewissen Grade sein Wesen alteriert haben, aber sicherlich gewannen sie nicht soweit Gewalt über ihn, um ihn in den Tod zu treiben.

Kleist, ein echter Prinz aus dem Genieland, ermangelt vollständig des Verständnisses für Geld und Geldeswert; Zeit seines Lebens steckt er in Geldkalamitäten, er geht in der leichtsinnigsten Weise mit dem Gelde um, er macht sich kein Gewissen daraus, fast in jedem Briefe seine Schwester um eine Geldunterstützung, Vorschuß rc. anzugehen, und selbst bei seiner Braut erhebt er Anleihen. Auch die übrige Familie hat Kleist andauernd mit Geld unterstützt, und es ist entschieden ganz unberechtigt, wie wir später sehen werden, das letzte Zerwürfnis mit der Famitie unmittelbar vor dem Tode mit einer verweigerten Unterstützung in Zusammenhang zu bringen. Die Misere des Lebens hat Kleist in verschiedenen andern Perioden seines Lebens — ich erinnere an Prag 1809 — mindestens ebenso tief empfunden, wie unmittelbar vor seinem Tode. In Berlin hatte er Freunde genug, die ihm trotz Rahels Behauptung gern beigesprungen wären, und in der größten Not blieb ihm der von Fouqué dringend erbetene Aufenthalt auf seinem Gute. Gewiß, Kleist hat seine Notlage schwer empfunden, aber wie ihm der Gelderwerb niemals erstrebenswert schien, so hätte ihn auch der bloße Geldmangel und die leibliche Not nie in den Tod getrieben.

Und die gleichgültige Haltung des Volkes und das

schroffe abweichende Verhalten der maßgebenden Instanzen? Es ist wahr, Kleists Kämpfen war ergebnislos, vergeblich sein bestes dichterisches Schaffen, und klanglos war seine Stimme verhallt. Der stumpfe blöde Sinn der Menge bei Hoch und Niedrig mußte auf die Dauer die größte Schaffenskraft lähmen. Aber in den Tod treiben? Gewiß nicht! So oft sich Kleist über seine Werke ausspricht, klingt mit aller Bestimmtheit oder für den, der zwischen den Zeilen lesen kann, andeutungsweise die Überzeugung hindurch, daß er nicht für die Gegenwart singt und dichtet, und daß kommende Zeiten ihn erst verstehen werden. Das hören wir in dem Verzweiflungsschrei aus St. Omer, in dem Briefe über Penthesilea, in mehreren Briefen an Ulrike, und mit Recht nennt ihn deshalb sein intimer Freund Adam Müller einen „Verfechter für die Nachwelt". Dem Dichter, der das Glaubensbekenntnis ablegt: „Es ist widerwärtig, unter Verhältnissen, wie die bestehenden sind, von seiner eigenen Not zu reden. Menschen von unserer Art sollten immer nur die Welt denken", — treiben egoistische Motive gewiß nicht in den Tod.

Die Not des Vaterlandes lastete schwer auf Kleist, und er hat seinen Unwillen über die letzten Entschließungen der Regierung in seinem Abschiedsschreiben unumwunden erklärt. Aber der Unwille ist noch lange keine Verzweiflung, und es muß uns schwer fallen, Glauben, Hoffnung und Vertrauen einem Dichter abzusprechen, der in seinem letzten Drama so gefühlswahr und zuversichtlich über die Zukunft seines Vaterlandes sagt:

„Was sorgst Du doch? Dies Vaterland
„Das wird um dieser Regung Deiner Gnade
„Nicht gleich zerschellt in Trümmern untergehn.
„Das Vaterland, das Du uns gründetest,
„Steht „eine feste Burg", mein edler Ohm,
„Das wird sich ausbaun herrlich in der Zukunft,
„Erweitern unter Enkels Hand, verschönern,
„Mit Zinnen, üppig, feenhaft, zur Wonne
„Der Freunde, und zum Schrecken aller Feinde.

Wir müssen nach alledem die allseitig vertretene Anschauung, daß die oben beschriebene krankhafte Stimmung, die der Melancholie nahe kommt, und die wir als taedium vitae bezeichnen, das Motiv des Selbstmordes gewesen ist, vom medizinischen und psychologischen Standpunkte entschieden zurückweisen. Alle die angeführten Momente gehen an den stärksten Nerven nicht spurlos vorüber, sie schaffen eine gewisse Prädisposition, die wir bei Beurteilung der Tat nicht außer acht lassen dürfen, aber die unmittelbare Ursache werden wir doch in anderen Vorgängen suchen müssen.

Über die letzten Tage des Dichters und den letzten entscheidenden Schritt haben die von Lindau[1]) zunächst in der Gegenwart (1873) veröffentlichten Papiere aus dem Nachlaß des Kriegsrats Peguilhen wichtige Ergänzungen und neue Aufklärung gebracht. Wir erfahren aus denselben, daß zwei Frauen zu dem Dichter in einem innigen Verhältnis gestanden haben, dessen Beurteilung aus dem vorliegenden Material uns schwer fällt. Sollte Kleist wie Held Simson der Hand einer

[1]) Paul Lindau: Über die letzten Lebenstage Heinrich von Kleists und seiner Freundin. Berlin 1875.

Delila erlegen sein? Versuchen wir zunächst erst über das Geschlechtsleben des Dichters eine Vorstellung zu gewinnen.

Der Neuropsychologe darf das Verhalten des Sexualtriebes nicht vernachlässigen, und er sieht in dem, was allgemein als das Subalternste an uns betrachtet wird, ein feines Reagens für die Beschaffenheit der Seele. Abnormes Verhalten des Geschlechtstriebes erweckt immer den Verdacht auf eine abnorme seelische Beschaffenheit. Nach allem was wir früher erfahren, ist Kleist eine hochgradig sinnlich veranlagte Persönlichkeit, deren ganzes Sein und Können von der Befriedigung des Sexualtriebes abhängt. Dafür haben wir Kleists eigene Erklärung, das spricht aus Brockes' Briefe und aus allen den Umständen, die wir früher erwähnt haben. Damit scheint übereinzustimmen, daß Kleist wenigstens bis zu einer gewissen Lebensperiode, etwa bis 1804, sehr zahlreiche Beziehungen intimer Natur nacherzählt werden. Wir können die Gerüchte nicht kontrollieren, aber die Tatsache allein, daß so viele Beziehungen angedeutet werden, bestätigt doch das große Liebesbedürfnis. Nach der Rückkehr von der dritten Pariser Reise hören die Gerüchte auf — Körners Mündel zeigte der Dichter wohl nur ein weitgehendes Interesse — und wir hören nichts mehr von einem intimen weiblichen Verkehr Kleists. Man könnte hierin eine Stütze suchen, für den von anderer Seite wenigstens angedeutetem Verdacht, daß Kleist homosexuelle Neigungen innewohnten. Der Verdacht stützt sich auf ganz falsche Voraussetzungen. Denn es ist unwahr, wenn man behauptet, daß Kleist stets in männlicher Begleitung reiste, und daß alle seine

Reisebegleiter unmittelbar darauf aus seinem Gesichtskreis geschwunden sind. Das einzige, was in diesem Sinne als verdachterregend herangezogen werden könnte, ist die befremdende Bemerkung in einem Briefe von Theodor Körner: „— wie sich aber eine Frau aus Liebe zu ihm hat erschießen können, das sehe ich noch nicht ein.“ Die vage Vermutung, die man hier anknüpfen könnte, reicht natürlich nicht aus, um die zahlreichen positiven Gegengründe — ich erwähne nur Kleists Angriff auf Iffland — zu widerlegen, und diese bisher allerdings nur leise hervortretende Verdächtigung ist mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen.

Die auffallende Tatsache aber, daß sich Kleist anscheinend seit dem Jahre 1805 von jeder weiblichen Beziehung asketisch fernhält, klärt sich ohne weiteres auf, wenn wir das Lindau-Peguilhensche Material ohne Voreingenommenheit prüfen. Bis auf Steig, der den gewaltsamen Tod Kleists auf die Zwangslage des Offiziers zurückführt, welcher Frau Vogel heiraten mußte, haben alle Autoren unter dem Bann der Vorstellung, alles an Kleist sei pathologisch, das Material dahin ausgelegt, daß aus den Briefen an Maria von Kleist der helle Wahnsinn spricht, der sich schließlich in dem schriftlichen Verkehr mit Frau Vogel zu ausgesprochener Verrücktheit steigerte. Die Befangenheit und Voreingenommenheit ging so weit, daß man Schriftstücke als Briefe ansah, die offenbar nichts als Übungsblätter waren und sich auch gar nicht der Schwierigkeit bewußt wurde, den bei zwei Menschen mit anscheinend ganz gleichen Symptomen auftretenden Wahnsinn zu erklären.

Über Kleists Beziehungen zu Frau Vogel sind die

verschiedensten Anschauungen zu Tage getreten; sollen wir Peguilhens Angaben trauen, so dachte Kleist viel zu streng, um jemals die Ehre einer Gattin zu verletzen. Wir hören, daß sie gemeinsam musizierten, sich täglich sahen, sich zum Bedürfnis wurden. Wer will hier sondern und sichten, was Freundschaft, was Liebe in solcher Macht der Gewöhnung war.

Die drei Briefe an die andere Frau, die später Kleist den Teilnehmer an allen ihren Freuden, an allen ihren Leiden genannt hat, atmen eine heiße Leidenschaft, sie verraten das quälende Gefühl, daß die Briefempfängerin eine tiefere Neigung für die Todesgefährtin bei ihm voraussetzen könnte, sie bitten um Vergebung, weil er Marie oder vielmehr sich selbst „hintergangen" habe, sie sprechen den Wunsch aus, sie als die „Allereinzige" im Jenseits wiederzusehen. Kein Zweifel, hier bestand ein *sehr inniges Verhältnis*, das man deuten kann, wie man will: als eine verlangende Leidenschaft oder als den entsagungsvollen Bund zweier sich tief verstehender Menschen. Unser ganzes Interesse muß sich darnach auf die Persönlichkeit dieser Verwandten des Dichters konzentrieren, und wir fragen uns, wer war die Briefempfängerin, deren Namen gelegentlich in den Kleistbiographien auftaucht, über die wir aber doch niemals etwas Genaues vernehmen.

Brahm nennt sie leichthin des Dichters „mütterliche Freundin", Bülow sucht in ihr entschieden unzutreffend die Empfängerin einiger Briefe des Dichters — kurz hier klafft bisher eine weite Lücke in der Lebensbeschreibung des Dichters. Ich habe versucht, diese Lücke wenigstens bis zu einem gewissen Grade aus-

zufüllen, und ich glaube damit einiges Licht auf das Leben des Dichters und auf die Motive zum Selbstmord werfen zu können.

Maria Margaretha Philippine von Kleist war die Frau des bereits oben (S. 52) erwähnten Friedrich Wilhelm Christian von Kleist (1764—1820), der, wie wir bereits angeführt haben, in besonderer Gunst beim Könige stand, in Potsdam beim Infanterie-Regiment Nr. 18 diente und daselbst in rascher Karrière bis zum Major anstieg. In der Schlacht bei Großbeeren zeichnete er sich als Kommandant des 6. Kurmärkischen Landwehr-Infanterie-Regiments besonders aus und erhielt bei dieser Gelegenheit das Eiserne Kreuz. Nach dem Feldzuge erkrankte er infolge der Strapazen, erhielt den Abschied und wurde Zolldirektor in Neuhaus bei Müllrose; im Jahre 1818 ließ er sich pensionieren und starb im Februar 1820 zu Potsdam an der Schwarzsucht. Für die Angabe Zollings, daß Christian von Kleist Flügeladjutant des Königs war, finde ich keinen Anhaltspunkt. Seine Frau war eine geborene von Gualtieri, Tochter des Bezirksrats Albert Samuel von Gualtieri und der Margarethe Bastide. Der Ehe entstammten vier Kinder, ein Sohn und drei Töchter. Die beiden älteren Töchter starben jung an einem Tage (21. Januar 1798); die dritte Tochter wurde am 18. November 1800 geboren.

Offenbar spielt dieser Vetter und seine Frau im Leben des Dichters eine hervorragende Rolle. Ich habe schon oben erwähnt, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach seiner Protektion die Aufnahme in das vornehme Potsdamer Regiment verdankt. Die rasche Erledigung der von Kleist eingereichten Demission dürfen wir wohl auch

seiner Fürsprache zuschreiben; denn es ist auffallend, daß das gleiche Gesuch des Freundes Kleists, des Leutnants v. Pfuel, drei Jahre auf seine Erledigung warten ließ. Der im Sommer 1804 auftauchende Plan: Kleist im Gefolge des Majors Peter v. Gualtieri[1]) als Attaché in Madrid, geht offenbar wieder von den Verwandten in Potsdam aus; 1805 steht Maria v. Kleist mit dem Dichter in regem Briefwechsel (nach ungedruckten Briefen) und erwirkt für ihn die Pension, welche er seit Dezember 1805 aus der Privatschatulle der Königin Luise bezog. Mit der so häufig in des Dichters Briefen erwähnten „Kleisten" ist immer seine Cousine Maria gemeint. Aus der verwandschaftlichen Beziehung erklärt sich auch ungezwungen die Tatsache, daß wir Kleist regelmäßig nach seiner Ankunft in Berlin nach Potsdam für längere oder kürzere Zeit hineilen sehen. Alles Momente, die auf eine intime Beziehung Kleists gerade zu dieser Familie hinweisen und auf eine lange bestehende herzliche Neigung zu Maria v. Kleist. Ich glaube, daß sich hieraus auch die befremdende Erscheinung erklärt, daß wir lange Jahre vor seinem Tode nichts von einer zärtlichen Beziehung des Dichters hören, dessen Herz anscheinend so leicht entflammte.

Das verwandtschaftliche Verhältnis sollte nicht ungetrübt bleiben. Wir erfahren nämlich, daß sich der Major v. Kleist von seiner Frau scheiden ließ. Die

[1]) Es scheint, daß Maria v. Kleist das Unglück hatte, auch ihren Bruder durch Selbstmord zu verlieren. Er starb bald nach seiner Versetzung nach Madrid und in der Presse wurde unverholen erklärt, daß der Gesandte eines nordischen Staates in Madrid eines gewaltsamen Todes gestorben sei.



Gründe sind unbekannt, aber zeitlich muß die Scheidung ungefähr mit Kleists Selbstmord zusammenfallen. Es war mir bisher nicht möglich, aus den Kirchenbüchern das genaue Datum der Scheidung zu erfahren, von den zuständigen Behörden, an die ich mich gewendet, habe ich eine befriedigende Antwort nicht erhalten. Aber wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir die Scheidung in das Todesjahr des Dichters verlegen. Im Februar 1810 war Kleist noch in Potsdam (nach Steig; Neue Berichte zu Heinrich v. Kleist) und am 28. Februar 1813 hat sich Friedrich v. Kleist zum zweitenmale verheiratet mit Sophie Elisabeth Reinell aus Brandenburg. Alles spricht dafür, daß die Scheidung selbst oder doch die ehelichen Differenzen, welche die Scheidung herbeiführten, dem Selbstmord des Dichters unmittelbar vorausgingen.

Damit lassen sich einige begleitende Umstände vor und nach der Katastrophe viel befriedigender erklären, als es bisher geschehen ist. Die demütigende Szene an der Mittagstafel in Frankfurt „zwischen den beiden Schwestern, besonders als die alte Wackern dazukam", der Vorwurf, daß er „ein ganz nichtsnütziges Glied der menschlichen Gesellschaft, das keiner Teilnahme mehr wert sei" — kurz die ganze den Dichter so schwer deprimierende Szene läßt sich wohl nur mit Bezug auf die Potsdamer Vorgänge erklären. Auch das Stillschweigen Ulrikes nach des Bruders Tode, und die Tatsache, daß sie über die Tat ihres Bruders nie ein Wort verlauten ließ, findet eine befriedigende Erklärung nur in ihrem Bestreben, die Familienvorgänge vor der Öffentlichkeit geheim zu halten. Dasselbe Motiv wird wohl Maria

v. Kleist geleitet haben, wenn sie auf die direkte Anfrage Tiecks eine auffallend nichtssagende Antwort gab.

Voraussichtlich werden sich die Vorgänge, die mit der Scheidung zusammenhingen, in Potsdam abgespielt haben, und es wird deshalb der Familie möglich gewesen sein, die Tatsache so geheim zu halten, wie es wirklich geschehen ist. Gerade der Umstand, daß den Freunden Kleists hiervon anscheinend nichts bekannt wurde, spricht für meine Vermutung, daß die Ehescheidung in den Sommer oder Herbst 1811 fällt, denn um diese Zeit waren, wie hervorgehoben, sämtliche Freunde des Dichters andauernd oder auf längere Zeit abwesend von Berlin. Aber doch sickerte einiges durch in die Öffentlichkeit und wurde wenigstens in den höheren Gesellschaftskreisen bekannt, dafür spricht eine bisher wenig beachtete Briefstelle des alten Körner: „Von Kleists Tode schreibt die Chodowiecka an die Piatoli, Kleist habe eigentlich nicht die Vogel, sondern eine andere Frau (auch nicht die Hendel) geliebt.“

Das ist das tatsächliche Material, das vorläufig über den Selbstmord Kleists und seine Motive vorliegt. Es kann meine Aufgabe nicht sein, die Konflikte, die sich hieraus ergeben, im einzelnen zu verfolgen und mich in Kombinationen zu ergehen. Es genügt, den Dichter, der von neuem in der Armee angestellt wird, in einer Situation zwischen zwei Frauen zu zeigen, aus der es für ihn und seine Offiziersehre einen Ausweg nicht gab. Nachdem erst ihr Mann zur Ehescheidung sich bereit erklärt, blieb es für Kleist eine Ehrensache, Frau Vogel zu heiraten. Das war ihm unmöglich, einerseits, weil es dem mittellosen Hauptmann die Ungnade des Königs

zugezogen hätte und dann, weil es seine zweifellos intime Beziehung zu Maria von Kleist nicht zuließ. Man beachte nur in den Briefen an Maria, welche Gewissensskrupel es ihm verursacht und wie verletzend gegenüber der Briefempfängerin es ihm erscheint, daß er sich mit der anderen auch nur im Tode vermählt. Kleists Selbstmord ist nicht die Tat eines Geisteskranken oder eines Lebensüberdrüssigen, nicht die Tat eines großen Egoisten, der in eigener Not sein schwerbedrängtes Vaterland aufgibt, nicht die Tat eines Don Quixote, der das Begehren einer Frau erfüllt und sie erschießt, weil er es versprochen, jeden Wunsch zu erfüllen, — sondern hier hat sich lebendiger Reichtum plötzlich bankerott erklärt, in einem Kampfe widrigster Umstände. „Die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war!“ Der Schmerzensschrei entrang sich seiner Brust, als sein klares Denken einen Ausweg nicht mehr sah, nicht aber, weil er in hellseherischer Erkenntnis, wie Sadger will, unmittelbar vor seinem Tode seine eigene geistige Erkrankung in ihrem Fortschreiten erkannt hatte.

In der allgemeinen Auffassung des Selbstmordes stehen die Anschauungen der Mediziner resp. Psychiater und die der Laien ziemlich schroff gegenüber. Die ersteren akzeptieren die Ansicht Laurets, nach welcher, wie wir uns jetzt ausdrücken, die Tat des Selbstmörders immer auf eine psychische und geistige Störung oder doch auf eine neuropsychopathische Anlage zurückzuführen ist; die große Menge glaubt wenigstens in vielen Fällen an den Selbstmord als an den einzig verständlichen Ausweg auch bei vollkommener geistiger und nervöser Intaktheit; sie läßt sich von der Bühne herab überzeugen und will

in ihrem Helden nicht einen Neuropsychopathen erblicken. Ich glaube, die Frage läßt sich in derselben Weise beantworten, wie der Zusammenhang zwischen Verbrechen und Geisteskrankheit. Zweifellos gibt es angeborene Verbrecher, d. h. Menschen, deren Gehirnorganisation so unzureichend ist, daß die Motive, die erfahrungsgemäß normale Menschen zur Beobachtung gegebener Vorschriften zwingen, bei ihnen versagen. Aber auf der andern Seite gibt es Bedingungen, unter denen jeder zum Missetäter wird, und die Organisation der Mehrzahl ist so mangelhaft, daß unter ungünstigen Umständen (Not, Verführung, heftige Affekte u. s. w.) die Widerstandskraft nicht ausreicht. Der Durchschnittsmensch stiehlt nicht, oder er wird nur stehlen, wenn er sich anders nicht helfen kann.

Denselben Maßstab müssen wir an die Beurteilung des Selbstmörders legen. Wir werden den Selbstmord in keinem Falle rechtfertigen können, ebensowenig wie den Diebstahl oder sonst ein Verbrechen. Aber bei der Beurteilung des einzelnen Falles werden wir uns auf den Standpunkt des Durchschnittsmenschen stellen und die Wirkung der Motive abwägen müssen. Und der Mangel der menschlichen Organisation wird umso weniger hervortreten, je verwickelter und je zwingender die Motive gewesen sind, welche die Katastrophe herbeiführten. Von dieser Auffassung ausgehend wird in dem Falle Kleist die ärztliche Diagnose in den Hintergrund treten vor der Wucht äußerer ungünstiger Umstände.

Schlußwort.

Wir sind mit unseren Betrachtungen über Heinrich von Kleist zu Ende. Unser Wissen über den Dichter ist bislang Stückwerk. Aber ich glaube doch, gezeigt zu haben, daß es nicht angeht, ihn ohne weiteres als geistig Kranken, als Degenerierten, als Narren oder, wie man nichtssagend sich ausdrückt, als „problematische Natur" abzutun. Dabei habe ich nicht in Abrede gestellt, daß sich auch bei Kleist disharmonische Züge nachweisen lassen; aber ein genialer, im medizinischen Sinne streng harmonischer Mensch ist ein Zukunftstraum. Gerade bei den Menschen, die, sei es als Genius im engeren Sinne, oder als Helden in der ersten Reihe stehen, sind neben ihren großen Eigenschaften unverkennbare Defekte und degenerative Zeichen nachweisbar. Es würde nicht schwer fallen, solche schon äußerlich bei Kleist nachzuweisen. Man denke nur an den oben besprochenen angeborenen Defekt, an das bartlose Gesicht, an die schwere Zunge ꝛc., — aber diese sowie andere vereinzelte Symptome beweisen nichts. Nur die Beobachtung des Menschen in seinen Lebensbeziehungen, das eingehende Studium seiner Handlungen und Geistesprodukte, die Erschließung der in ihm wirkenden Triebe aus seinen Handlungen erlaubt uns ein Urteil über den Wert seiner Persönlichkeit.

Indem wir in unserer Untersuchung diesen Standpunkt zu verfolgen suchten, glauben wir den Beweis erbracht zu haben, daß die Nation in dem frühzeitigen Tode des Dichters einen ihrer besten, hervorragendsten, und namhaftesten Geister verloren hat.

Als Deutschland aufstand aus seiner Schmach, als es bald nach dem Tode des Dichters die Ketten abschüttelte, als es die Stirn erhob im Gefühl und Vorsatz, ehrlich und frei zu sein, da gedachten nur wenige noch des edlen Freiheitssängers, der so tief wie kein anderer den Verlust der nationalen Heiligtümeremp funden hatte; und als ihn die Nation wiedergewann, da wurde ihr das Zerrbild eines Geistesschwachen und Degenerierten vorgehalten. Die ärztliche Forschung hat die Ehrenpflicht, auch hier helfend einzugreifen und der Nation ihren Genius zu retten; denn Carlyle hat recht, wenn er behauptet, daß man die Kultur eines Zeitabschnittes an der Aufnahme ermessen kann, welche das Genie bei ihm findet.

Nachträge.

1. Ein hinterlassenes Dokument des Großvaters von Heinrich von Kleist.

Kurze und gründliche Nachricht von der Fundation und Erbauung der Kirche in Schmentzien nebst allen dabei vorgefallenen Schwierigkeiten.

Der fromme Erzvater Jacob, als er auf seiner Wanderschaft und Reise von seines Vaters Hause begriffen war, hat an dem Ort, wo Ihm Gott die Himmelsleiter zeigete, dieses Gelübde gethan: Wo Ihn Gott werde behüten auf seinem Wege, den er reisete und ihm Brod zu essen und Kleider anzuziehen geben und mit Frieden wieder heim in sein Vaterland bringen, sollte Gott sein Gott sein und der Stein, darauf er die Nacht geruhet, sollte ein Gottes-Haus werden, welches Versprechen Er auch hernach redlich ins Werk gerichtet. So muß es auch billig noch heut zu Tag sein, daß, wenn uns Gott von Jugend auf viel geist- und leibliche Wohlthaten erweiset, wir uns befleißigen sollten, alles zu thun, was unter uns zur Beförderung seiner Ehre und Verherrlichung seines heiligen Namens gereichen kann. — Ich meinesteils habe die Güte meines Gottes von meiner Jugend auf besonders empfunden. Denn nachdem Er mir, wie ich a. 1680 den 11. November geboren war, drei Jahre darnach meine Mutter nahm, welcher auch 1690 den 8. März mein Vater folgete, worauf ich mich bei meiner Mutter in Kowalck aufgehalten, bis mich mein Vater aus Kickow mit nach Brabandt genommen, woselbst ich 1695, da ich gleich 15 Jahre alt war, zum ersten der Belage-

rung von Namur beiwohnte, darauf ich allen Campagnen von a. 1701 bis 1713 zum Teil in Deutschland, meistens aber in Italien beigewohnet. Und dennoch hat mich Gott behütet auf allen meinen Wegen, sein allmächtiger Schutz hat mich öfters aus den größten Gefährlichkeiten gerissen, daß mir auch kein Glied verletzet worden. Er hat mich als ein gütiger Vater sein Kind, versorget, ernährt und erhalten und nach allem mir zugestoßenen Ungemach, dennoch mit Frieden wieder in mein Vaterland zu den Meinigen, und was mir durch seine Gnade zugehöret, ja! endlich zu einer solchen Ruhe gebracht, daß ich Ursache habe, demselben den demüthigsten Dank abzustatten und darzulegen.

Dieses nun habe gemeint nicht füglich thun zu können, als wenn ich mich beflisse, keine Gelegenheit zu versäumen, sondern mich vielmehr willig finden zu lassen, wenn ich etwas beitragen könnte, daß Gottes Wort nicht allein mir und meinen Angehörigen, sondern auch meinen Unterthanen und den Andern, die unter mir wohnen, bekannt und gemein werde, wohl wissend: Wo die Betrachtung desselbigen nachbleibet, daß auch die schuldige Ehrerbietung gegen Gott fällt, und viele Seelen in Blindheit, heidnischer Unwissenheit, ja gar in ihren Sünden bleiben und verderben. Daher habe mir das alle Zeit die größeste Sorge sein lassen, das leider verfallene Christenthum meiner Unterthanen auf allerhand Art und Weise wieder aufzurichten und zu verbessern.

Hiezu kann man nun nicht eher kommen, als wenn man dahin sorget, daß die Leute das h. Wort Gottes nicht allein haben und lesen, sondern auch in denen dazu erbauten Kirchen fleißig hören und durch die h. Sacramenta in ihrem Glauben gestärket und erhalten werden. Und eben dazu sind auch von unsern gottseligen Vorfahren die Kirchspiele so eingerichtet worden, wie sie gemeinet haben nach den damaligen Zeiten diesen Zweck am besten zu erreichen.

Ob wir nun zwar unsern Vorfahren hiervor vielen Dank schuldig seyn, daß sie so viel gethan als sie gekonnt und sich damals wollen thun lassen; so gebühret es sich doch, daß die Nachfolger dieses angefangene Gute nicht verschlimmern, son-

dern vielmehr bei jeder Gelegenheit verbessern. Und zwar um so viel mehr: Da die Namen der Christen von Tag zu Tage (Gott sei Dank) wachsen und zunehmen, folglich auch mehr Sorgfalt, Aufsicht und Unterricht bedürfen.

Daher die heutigen Zeiten mit den vorigen in vielen Dingen nicht zu vergleichen. Denn da vor diesen niemand gewohnet, theils wegen trübseliger Zeiten, theils wegen Mangel der Einwohner, da finden sich nun nach und nach wieder welche hin, und zwar an solche Örter, die von den Kirchspielen, dazu sie entweder geleget oder sich selbst hingeleget haben, so weit entfernt seyn, daß sie in den langen Tagen den ganzeu Tag zubringen müssen, bis sie in die Kirche und wieder nach Hause gehen: zu geschweigen, daß sie dieselbe zu Winters Zeiten wohl gar nicht besucht oder auf's höchste, wenn sie zum h. Abendmahl gegangen sind. Daraus sich ein jeder rechtschaffene Christ den üblen Zustand solcher vermeinten Christen leicht vorstellen kann.

Solch Unheil habe nun anch hie erfahren müssen, und zwar mit Schmerzen, daß ich selbst nicht allein mit den Meinigen, sowohl wegen Weite als auch Gefährlichkeit des Kirchen-Weges des Gottesdienstes, wider meinen Willen öfters mangeln müssen, sondern es haben auch meine unter mir wohnende Leute daher öfters Gelegenheit genommen, den öffentlichen Gottesdienst zu versäumen, weil einige von denselben fast in 2 Meilen von der Kirche entfernt gewesen, dazu sie belegen waren.

Endlich habe mich diesem Übel abzuhelfen, im Namen Gottes entschlossen, in meinem Dorfe eine Kirche zu bauen, es koste auch was es wolle, indem ich ohnedem Alles, was ich habe, von Gott empfangen habe, und folglich auch schuldig bin, zu seinem Dienst und Ehren wieder anzuwenden.

Was mir aber dieses heilsame Werk zu vollenden vor Mühe gekostet, ja was vor Beschwerlichkeit und Verdruß es mir gemachet, ist nicht wohl zu beschreiben. Denn da es ein gut Werk war, mußte es ohnfehlbar, auch von denen, welchen es nichts anging, angefeindet werden. Ja ich bin gewiß, wenn ich etwas erbauet hätte, was nur leiblichen Nutzen gebracht

hätte, so würde nicht so viel Widerstand und Widerstreben gefunden haben, wenn ich auch gleich damit jemand hätte Schaden gethan.

Es folgt nunmehr im Text eine eingehende Darstellung aller seiner Eingaben bei den Behörden, seiner Anfeindungen, seiner gerichtlichen Prozesse rc., dann fährt Kleist fort:

Aus allem diesen ist nun zu ersehen, was für Unruhe, Mühe, Sorge und Verdruß ich habe ausstehen müssen, ehe Gott meine Feinde überwunden, und endlich seines [h]. Namens Ehre gerettet hat. Die Unkosten aber, die mir der Bau verursachet, und welche mir durch den schweren, langwierigen und unnützen Proceß gar sehr vermehret worden, kann sich nur der, welcher Kirchen gebauet, recht vorstellen. — Ich bezeuge aber hiermit, daß ich alles, was ich gethan, nicht aus eiteler Ehre, mir nämlich dadurch einen Namen zu machen, oder aus Eigensinn gethan habe, sondern aus höchst dringender Noth, weil ich sahe, daß die Ehre Gottes in dieser Gemeinde nicht konnte besser befördert und den armen Seelen meiner Unterthanen nicht anders konnte gerathen werden. So habe ich es auch nicht als ein verdienstliches Werk angesehen, indem ich, wie ich vorher schon gesagt, alles, was ich habe, von Gott empfangen habe, und wohl weiß, daß ich damit nichts verdiene, wenn ich es auch Ihm alles wiedergäbe. Von diesem allen ist mein Gemüth der beste Zeuge.

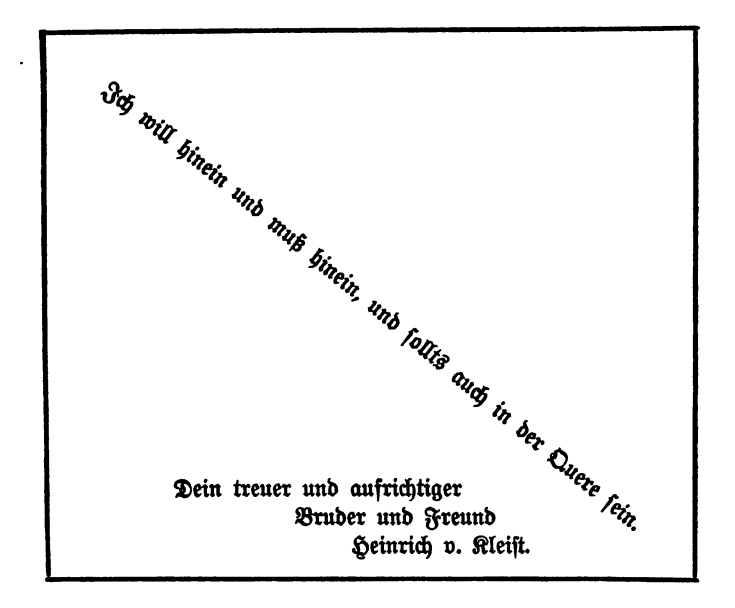
Es folgt ein längeres Gebet. Dann hebt er noch sein und seiner Nachkommen Recht als vocierender Patronus hervor, er erklärt sich bereit, die Kirche aus eigenen Mitteln noch weiter zu erhalten und schließt endlich mit einem Appell an seine Kinder:

Euch aber, meine lieben Kinder, ermahne ich, daß Ihr ja bedenket, was Euch durch diese zeitlichen Unkosten für ein großer, geistlicher Nutzen zugewachsen. Ihr seid hierdurch in einen solchen Stand gesetzet worden, daß das Wort Gottes reichlich unter Euch wohnen kann. Lasset aber auch das Wort,

welches Euch äußerlich gepredigt wird, einen guten innerlichen Nutzen schaffen an eueren Seelen, und lernet daraus erkennen, daß Gott fürchten, die allergrößte Weisheit, und daß die süße Liebe Jesu Christi alle Erkenntnis übertrifft. Besseres kann ich euch nicht hinterlassen. Werdet ihr auch Gott von ganzem Herzen fürchten, so wird euch Gott auch zeitlich nicht unversorgt lassen, denn es ist Gott nicht unmöglich, aus wenigen viel machen und das Kleine zu vergrößern. Bei Durchlesung Eures Erb-Vergleiches werdet ihr einmal ersehen, was ich im Anfang gehabt, und wie es Gott hernachmals vermehret und gesegnet hat, daß ich durch seine Gnade nicht sowohl für euer geistliches als auch für euer leibliches Wohl habe Sorge tragen können, das führe ich hier zur Ehre Gottes an und Euch zugleich zu zeigen, auf wen ihr euer ganzes Vertrauen setzen müsset, wenn Eure Sache hier leiblich gedeihen und es euch auch hernach ewig wohl gehen soll. Gott aber, vor dem mein Vater gewandelt war; Gott, der mich ernähret hat von meiner Jugend auf — der Engel, der mich behütet hat und erlöset bis hierher von allem Übel, der segne euch, daß ihr nicht allein möget wachsen und viele werden auf Erden, sondern daß ihr auch möget Werkzeuge seiner Ehre werden zum Preise seines allerheiligsten Namens, so habe ich, wenn ich dies erlange, hie zeitlich schon genug. Eure Pflicht aber ist, daß ihr allezeit, auch nach meinem Tode mit Liebe und Dankbarkeit gedenket an euren Vater, der für euch väterlich gesorgt.

2. Eine Stammbucheintragung des Studenten Heinrich v. Kleist.

Die folgende Eintragung in ein Stammbuch befindet sich im Besitze der Familie von Schönfeldt. Die Unterschrift „Bruder und Freund“ scheint darauf hinzuweisen, daß sie aus den Frankfurter Studentenjahren stammt. Sie lautet folgendermaßen:



3. Beiträge zu dem Aufenthalt Kleists in Dresden.

Im folgenden gebe ich einige kleine Ergänzungen zu dem Lebensbilde Kleists, die an sich unbedeutend, bei dem mangelhaften Material über Kleist immerhin beachtenswert sind.

Aus Kleists Briefwechsel mit Ulrike geht hervor, daß diese ihn mit Geld bei der Gründung des Phöbus unterstützte. Wie groß der aufgewendete Geldbetrag war, läßt sich aus der Korrespondenz nicht ersehen. Nun entnehme ich einer Notiz im Handexemplar von Bülow, daß Kleist auch von anderer Seite bei der Gründung des Unternehmens mit Geld unterstützt wurde. Im

Jahre 1809 lernte Kleist in Dresden auch den General von Carlowitz kennen, der als Gouverneur von Breslau starb, und mit dessen Gelde, wie es bei Bülow heißt, der Phoebus gestiftet wurde.

Zu dem Freundeskreise des Dichters gehörte auch der Rittmeister von Bose, eine Art Fallstaf, Cyniker, der nachts oft auf der Elbbrücke schlief und bei Tage meist da saß, um Neuigkeiten abzupassen, wegen seiner Stärke zu bequem zu gehen[1]).

An einer anderen Stelle[2]) habe ich darauf hingewiesen, daß die Angabe Zollings und anderer, Kleist habe die Schauspielerin Henriette Hendel[3])-Schütz zuerst in Berlin kennen gelernt im Hause eines Bankiers, wo sich die famose Szene abspielte, die Peguilhen berichtet, nicht der Wahrheit entspricht. Ein Brief aus dem Jahre 1807, zu dem ich eine Ergänzung beibrachte, scheint mir nicht, wie man bisher annahm, an Maria von Kleist gerichtet, sondern eben an die berühmte Schauspielerin. Dafür spricht der Inhalt und der mit kräftigen Ausdrücken durchsetzte Stil des Briefes, vor allem aber auch die Notiz Bülows in seinem Handexemplar, daß er das Briefsupplement von Wilhelm Schütz, dem späteren Manne der Schauspielerin, erhalten hat. Es ist auffallend genug, daß Bülow neben den Vermerk: „alle vorstehenden Auszüge besitze ich von Wilh. Schütz", die Frage setzt: „An wen sind die Briefe gerichtet?" ohne die naheliegende Antwort finden zu können. Es entsteht

1) Wörtlich bei Bülow.

2) Euphorion l. c.

3) Nicht „Haendel".

für uns die weitere Frage, ob und wo sich eine Gelegenheit zur Bekanntschaft des Dichters mit der Schauspielerin, die ein reichbewegtes Wanderleben führte, fand.

Aus ihren eigenen Aufzeichnungen wissen wir, daß sie im Jahre 1806 in Stettin den Militärarzt Dr. Hensel heiratete, nachdem ihre Ehe mit Eunicke und später mit Dr. Meyer geschieden war; nach sieben Monaten einer glücklichen Ehe starb Hendel am Typhus im Spital. In verzweifelter Stimmung und in dürftigster Lage bemühte sich Henriette, zur Bühne zurückzukehren; aber ihre Bemühungen schlugen fehl, und Iffland lehnte es mit Bestimmtheit ab, sie wieder in den Verband des Berliner Theaters aufzunehmen. In ihrer schwierigen Lage sah sie sich genötigt, in Halle bei ihrem Schwiegervater ein Asyl zu suchen. Hier lernte sie Schütz kennen; auf sein Anraten ging sie nach Dresden und begab sich in die Schule des Archäologen Boettiger, um bei ihm das Studium der Antike fortzusetzen, welches sie ein Jahrzehnt vorher in Frankfurt a. M. bei Pforr begonnen und in Berlin unter Engel wissenschaftlich betrieben hatte. Dem genauen Kenner der alten und modernen Kunst dankte die jetzt in ihrem 35. Lebensjahre und auf dem Zenithpunkt weiblicher Schönheit stehende Henriette die feinste Ausbildung in der mimischen Plastik, deren Vervollkommnung fortan die höchste Aufgabe der Künstlerin wurde.

Wir sehen aus dieser Darstellung, daß Henriette Hendel-Schütz in derselben Zeit wie Kleist in Dresden weilte, und da der Archäologe Karl August Boettiger auch mit Kleist Umgang pflegte, so waren von selbst Anknüpfungspunkte zwischen Dichter und Schauspielerin

gegeben. Die Beziehungen beider haben später, nachdem Kleist Dresden verlassen und die Schauspielerin 1810 eine neue Ehe mit Schütz geschlossen und ihr Wanderleben wieder aufgenommen hatte, fortgedauert. Kleist verkehrte mit dem Ehepaar, als es im August 1810 von Hamburg kommend, kurze Zeit in Berlin verweilte, und in den vier Nummern der Abendblätter vom 13.—16. Februar 1811 veröffentlichte er einen langen Brief Henriettens, der eine Reiseschilderung von Wien nach Salzburg aus dem Jahre 1809 enthielt.[1]) Der Brief, dem Kleist eine Einleitung vorausschickte, war gerichtet an jemand, der nicht genannt sein wollte. Steig vermutet hinter „jemand" den nunmehrigen Gatten der Schreiberin; da wir aber wissen, daß Kleist selbst mit ihr in Korrespondenz stand, so können wir wohl annehmen, daß der Brief direkt an ihn gerichtet war. Es ist bekannt, daß im April 1811 eine öffentliche Vorlesung des Professor Schütz aus der Penthesilea veranstaltet wurde mit pantomimischen Darstellungen seiner Gattin.

Die Beziehungen des Dichters zu der Schauspielerin waren darnach intime und langdauernde; welchen Grad der Intimität sie erreichten, läßt sich augenblicklich nicht feststellen, wenn man nicht gerade aus der Briefstelle des alten Körner, „Kleist habe eigentlich nicht die Vogel, sondern eine andre Frau — auch nicht die Hendel — geliebt", Schlüsse nach dieser Richtung ziehen will.

---

[1]) Steig l. c. pag. 453.

4. Über Kleists Freund Ludwig v. Brockes.

Unter den Jugendfreunden Kleists ist der bemerkenswerteste und derjenige, der zweifellos den größten Einfluß auf die Entwicklung des Dichters ausgeübt hat, Ludwig von Brockes. Wir wissen aus Kleists Briefen, mit welcher Bereitwilligkeit er auf den Vorschlag des Freundes einging und mit ihm nach Würzburg reiste, wie große Geldopfer er brachte, und wie er auf der Reise selbst mit nie ermüdendem Wohlwollen, mit stillem und anspruchsvollem Eifer und wohltuendem Zartgefühl bis ins kleinste für des Freundes Behagen sorgte. Über die Persönlichkeit dieses Mannes, von dem Varnhagen sagt: „Sein Name ist nirgends in der Literatur oder sonst in die Öffentlichkeit durchgedrungen; aber er verdient umsomehr festgehalten zu werden, da vielleicht noch künftige Denkmale seiner vielfach eingreifenden Persönlichkeit an das Licht treten", ist nichts bekannt, und die Forschung hat sich das reiche biographische Material, das bis vor wenigen Jahren noch aufbewahrt war, entgehen lassen. Wir wissen nur durch Varnhagen ganz allgemein, daß er eine *in vielen deutschen Lebenskreisen* vertraute Erscheinung war, ein edler, gebildeter Mann voll hohen Ernstes der Seele und von großer Gradheit des Gemütes, der in seiner Anspruchslosigkeit und Stille stark auf seine Freunde wirkte, und an dem Männer und Frauen mit Leidenschaft hingen. Für sein großes Wissen, für seine Geistes- und Gemütsbildung sprechen die zahlreichen Eintragungen in dem obenerwähnten noch vorhandenen Buche, welches den Briefentwurf von Kleist enthält. Im Anschluß an den

Brief findet sich daselbst eine Eintragung von v. Brockes, die ich wiedergebe, weil sie mir unmittelbar unter dem Eindruck von Kleists Briefe geschrieben scheint und damit ein Licht wirft auf seinen Inhalt und die Gemütsverfassung Kleists.

„Wer mit warmem, gefühlvollem Herzen geboren wird, das sich gern an seine Brüder und unter ihnen vorzüglich an die anschließt, die zur kleinen Zahl der Edlen gehören, und dann immer und immer wieder zurückgewiesen sich sieht durch den kalten Blick derer, die nur nach der äußeren Hülle schnell die unsichtbare Seele beurteilen, weil ihm das nicht ward, was gleich beim ersten Anblick gefällt und einnimmt — o wie schmerzlich sind dessen Empfindungen, wem jener erkaltende Blick trifft und unwiderstehlich ihm sagt, er werde verkannt! — Hingehen möchte er dann in eine einsame Wüste, fern von allen lebendigen Wesen, und den Schmerz ausweinen, der sein Inneres zerreißt, daß er sich ausgestoßen sieht von denen, die er liebte, wie er sich selbst liebt. — Nur der Gedanke an den, der mit gerechter Hand jedem seiner Geschöpfte Freud und Leid zuwog, vermag dann die Finsternis zu erhellen, die ihn umhüllt. Zu ihm blickt er auf und verehrt schweigend seine Wege, die früh oder spät dahinführen, wo alles immer heller und heller wird, bis auch der kleinste Nebel vor den mächtigen Strahlen der Wahrheit dahinsinkt und tiefanbetend, erfüllt mit Dank und Entzücken die seligen Geister aller in Klarheit und Licht, von allen Erdenfesseln entbunden, unendlicher Wonne Genuß empfinden.“

Das biographische Material, das ich über L. v. Brockes auftreiben konnte, ist sehr spärlich. Die Familie stammt aus Lübeck; daselbst haben vor mehr als 300 Jahren angesehene Männer dieses Namens gelebt. Der Adel wurde der Familie erst im 18. Jahrhundert verliehen, und zwar erhielten ihn laut Ausweis des noch vorhandenen Adelsbriefes die beiden Brüder Berthold Hein=

rich und Erich Nikolaus, Söhne des Verfassers des irdischen Vergnügens in Gott. Erich Nikolaus, Großfürst Russisch- und Schleswig-Holsteinischer Justizrat und Sekretarius bei dem Regierungskonzil zu Kiel, war der Großvater von Ludwig v. Brockes. Sein Vater war Offizier, wenig bemittelt, starb jung und hinterließ außer Ludwig noch eine Tochter; die Mutter, eine geb. v. Eickstädt aus Koblenz in Mecklenburg, wird als gebildete Frau geschildert, von lebhaftem Geiste, die mit zärtlicher Liebe an dem Sohne hing. Ludwig, 1769 geboren, verlebte die Jugendjahre hauptsächlich auf den Gütern der Verwandten mütterlicherseits, und kam als Student 1788 zum erstenmale nach Göttingen; Stammbuchblätter aus den Jahren 1797—1800 beweisen, daß er auch in diesen Jahren wieder als Student in Göttingen weilte. In der Zwischenzeit treffen wir ihn in Griebow, Rendsburg, Dargun (Mecklenburg). In den letzteren Ort verschlug ihn auch das Amt, das er später nach der Würzburger Reise antrat; doch blieb er kaum ein Jahr dort, da er sich in den engen Kreisen zu unglücklich fühlte. Sein Tod entbehrt nicht einer gewissen Tragik. In langjähriger Arbeit hat er sich gemüht ein Vermögen zu sammeln, um seine langjährige Verlobte, eine verwitwete Gräfin Cäcilie W., ehelichen zu können. Auf der Reise zur Hochzeit, nachdem alle Hindernisse beseitigt, stirbt er in unmittelbarer Nähe seiner Braut, in Bamberg. Bei seinem Tode erschien in der Presse die folgende

Notifikation.

Zum tiefen Schmerz für die gebeugten Seinigen und für alle, welche den edlen, treuen, rastlos gemeinnützig wirkenden Mann kannten und ehrten, starb 23. September zu Bamberg

in einem Alter von 46 Jahren Herr Ludwig von Brockes. Was diesen Schmerz über alles vermehrt, ist, daß der Verklärte dem schönen Augenblick Seines Lebens so nahe stand, in welchem Er durch den Besitz seiner teuren Verlobten, der glücklichste Freund zu werden bestimmt war, und durch himmlisches Wohl unendlich für das viele Glück belohnt werden sollte, welches Er in den mannigfaltigen und wichtigen Verbindungen des Lebens, in denen Er als Verwandter, als Gesellschafter, als Mensch, als Christ zu wirken aufgerufen war, so kräftig und geräuschlos vorbereitet hat. Der Christ schweigt bei einem solchen dunklen Verhältnis des Lebens und betet in Demut an.

Lindernden Trost schenkt zwar der Gedanke, daß wir solchen Verwandten und Freund hatten. Doch beruhigt auch die stille Teilnahme edler Menschen in den Augenblicken eines gerechten Schmerzes. Diesen und allen, welche den Tod des uns so früh Entrissenen mit uns betrauern, teilen wir unsern Schmerz mit. Oft wird der Geist des von uns Geschiedenen uns umschweben, und wenn wir ihn tief gebeugt viel zu früh in unsrer Mitte vermissen, wird das, was er hier gewirkt und fortdauernd noch wirkt, uns allein aufrichten und trösten.

v. Gloeden, Major.

Griebow in Schwedisch-Pommern bey
Greifswald, d. 5. Novbr. 15.

Register.

(Die Zahlen bedeuten die Seiten.)

Druck von Georg Reimer in Berlin.

14 DAY USE

RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed. Renewals only: Tel. No. 642-3405

Renewals may be made 4 days prior to date due. Renewed books are subject to immediate recall.

